LAUT / SCHRIFT



Die Studierendenzeitschrift der Universität Regensburg ~ Ausgabe 18, Januar 2015

Anspruch


Mein
BUCH
ist da!
PUSTET.DE
>> Jetzt online oder live:
Gesandtenstraße
Donau-Einkaufszentrum
Universität (Audimax)
BÜCHER
PUSTET.de

Editorial



Liebe Leserin, lieber Leser,

ein zunächst einfach scheinendes Wort – und doch eines, das unser alltägliches Leben und Miteinander stärker beeinflusst als vielleicht gedacht: Anspruch.
Viele Ansprüche sind es, die wir haben: an uns selbst, an Freunde und Familie, an unser Studium, die Arbeit, den Partner. Zugleich werden wir mit Ansprüchen von ebendiesen konfrontiert. Eine gesunde Balance zu finden ist das Ziel – doch ist Anspruch nicht auch etwas sehr Relatives?

An uns als Redaktion haben wir den Anspruch gestellt, auf einige Fragen eine Antwort zu finden: Wie geht unsere Psyche mit einem zu hohen Anspruch um? Wer erhebt in Regensburg Anspruch auf Asyl? Wie lebt es sich, wenn man seine Ansprüche bewusst zurückschraubt und sein Leben nach minimalistischem Credo gestaltet? Werden wir im Studium mit zu hohen Ansprüchen konfrontiert? Und was finden wir eigentlich am anderen Geschlecht ansprechend?

Abseits von unserem Titelthema gibt es auch viele weitere interessante Geschichten im Heft: Jetzt wissen wir, mit wie vielen Leuten sich die Uni-Kugel wegrollen lässt und was passiert, wenn man von der Bratwurst fremder Leute beißt. Außerdem suchen wir gesunden Schlaf im Labor und gehen den kommerziellen Strukturen hinter der Flyer- und Plakatflut an der Uni nach. In Humans of Regensburg zeigen Menschen unserer Stadt ihr Gesicht.

Viel Freude bei der Lektüre!

Ramona Friedl, Martina Bauer und Johannes Hofmann



INHALT

ANSPRUCH

Titelthema

Wie entsteht Anspruch?	16
Anspruch auf Leben	18
Die Zu-Hoch-Schule	22
Er will, sie will	24
Was spricht dich an?	25
Spieglein, Spieglein	26
Menschen statt Technokraten	28
Weniger ist schwer	30
Wird aus dir noch was?	32
Poetry Slammer Thomas Spitzer	34

ALLERHAND

Schreibwerkstatt	36
Humans of Regensburg	38
Nach der Werbung geht's weiter	44
Kolumne: Ratisbonisms	47
Der Herr der Straßen	48
Ich sehe was, was du nicht siehst	50
Gut im Bett	52
Regensburg-Alphabet	54
Harry die Ehre!	56
Wer anderen in die Bratwurst beißt ...	58
Die Sache mit der Heimat	60
LaBrassBanda im Gespräch	61
Platziert	62





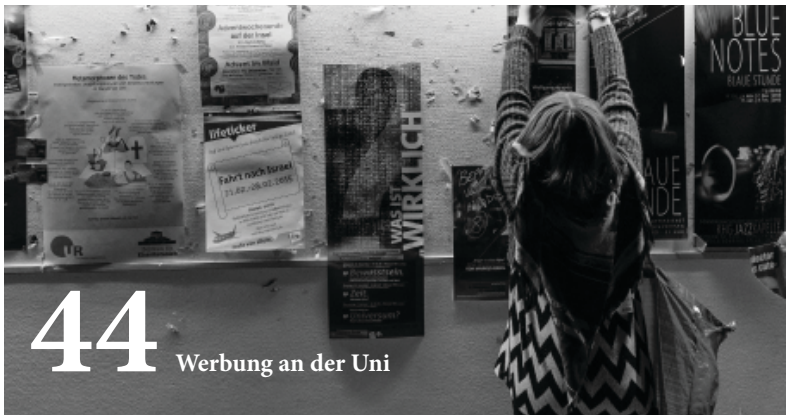
11







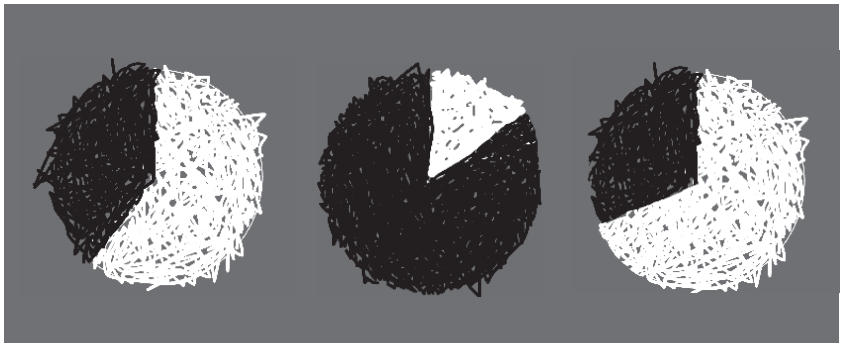
18
Anspruch auf Leben



44 Werbung an der Uni



Wie tickt die Uni? 10



Impressum

CHEFREDAKTION
Martina Bauer, Ramona Friedl, Johannes Hofmann

LAYOUT
Jasmin Bortlik, Marius Hoser, Johannes Hofmann, Apostolos Tsolakidis

REDAKTION
Natalie Aschenbrenner, Christian Basl, Nina Bauer, Philipp Bichlmaier, Viktoria Celik, Sara Dec, Helene Dötsch, Katharina Eichinger, Tim Ende, Wiltrud Fischer, Petra Geigenfeind, Barbara Gilg, Laura Hüttl, Anna Jopp, Ross Kirtley, Elisabeth Klug, Christina Knodel, Martina Kolb, Sophia Latka-Kiel, Tilman Leicht, Svenja Loibl, Felix Mederer, Pauline Meinke, Florian Müller, Anna Ofenhitzer, Veronika Pfeilschifter, Dorothee Reichle, Nikolaus Scherdjow, Michael Schweiger, Ludwig Spitaler, Marie Stumpf, Laura Wörnhör, Malin Zaddach

BILDREDAKTION
Alexander Urban und Pia Weishäupl

TITELBILD
Alexander Urban

HERAUSGEBER
Studentischer SprecherInnenrat
Universität Regensburg
93040 Regensburg

KONTAKT
redaktion@lautschrift.org
www.facebook.com/lautschrift.org
www.lautschrift.org

DRUCK
Erhardi Druck GmbH

Für gewöhnlich befindet sich an dieser Stelle unsere ***Fresseerklärung***. Doch warum zur Abwechslung nicht mal anders? Als kleine Einstimmung auf unser Titelthema wollen wir hier einer gewissen Dame unsere Liebe erklären.



FOTO Hans Reimann



FOTO Ronja Schäfer



FOTO Jasmin Simmel

Liebes ~~Fresse~~erklärung

Januar, 2015

Geliebtes Regensburg,

schon die Römer kamen, sahen, und wollten dich haben. Mittlerweile bist du steinalt, in die Jahre gekommen, wie ein treues Fahrrad. Einen Namen geben wollte man dir schon immer, gar nicht so leicht, bei so vielen Gesichtern.

Die wenigen Sonnenstrahlen, die du spärlich auf deine bunte Haut fallen lässt, werfen die Frage auf, ob dein Name nicht einfacher Natur ist. Regnen lässt du's, zeigst dich von deiner kühlen Seite, schickst uns so viel Nebel, dass man kaum den Dom am Ende der Gasse erkennen kann. Du lässt uns begreifen: *Das Leben ist nichts für Feiglinge. Nur Mut.*

Und wenn's mal nicht klappt, spendest du uns Trost, prost! Kneipe links, Kneipe rechts, Kneipe hinter'm Haus, wunderbar – so dicht beieinander, wie alles hier. WiWi-Fete und Chemielabor, Lesesaal und Kletterwand, Mensa und Theater; alle Prämissen auf einem Berg. Und das Wahre? Und dein Freiraum? Ein geschenktes Semesterticket entfernt.

Auch sonst zeigst du dich barmherzig, schickst niemanden weiter, beherbergst den edlen Ponyreiter wie den kämpfenden Fahnenträger aus der Albertstraße. All jene, die um deine Gunst buhlen, lässt du auf deinen Steinen tanzen wie Beethoven seine Elise über die schwarzen Tasten eines Klaviers. Wenn dir deine Klangfarben zu viel werden, lässt du ungehemmt dein blaues Halstuch fallen und legst dir deine grünen Juwelen an, lässt dich von Herzog und Dörnberg im Stillen verzaubern.

Doch mag sie auch manchmal leise werden, deine Stimme ist kräftig wie je. Das Bruckmandl spricht heute noch Bände, teuflische Bände vom Spiel. Die Liebe zum Risiko haben wir noch nicht verloren, ein ganzes Stadion baut man ihm.

Und sollten auch wir etwas wagen und deinen Mauern einmal den Rücken kehren, so lass uns einander treu bleiben, wenn wir anspruchsvoll scheiden.

In Verbundenheit,

deine stillen Verehrer

Wos I scho allaweil wissen wollt, mich owa net traut hob zum frogn …

Mit wie vielen Freunden muss ich anrücken, um die Kugel über den Campus zu rollen?

Veronika Pfeilschifter
hat nachgefragt bei
Dr. Jörg Mertins (Physik)

»Um diese Frage zu lösen, bedarf es einiger Schätzungen, Schritt-für-Schritt-Überlegungen und Formeln, die Sie bereits zu Schulzeiten erlernt haben. Zunächst bestimme ich die Oberfläche der Kugel, die beim vorgegebenen Radius von zwei Metern 50 Quadratmeter ausmacht. Angenommen, die Dicke der Kugelhaut aus Tombackblech, einer Kupfer-Zink-Legierung, beträgt einen halben Zentimeter, so wiegt die Kugel rund eine Tonne. Das Gewicht liegt also im Bereich Golf bis Mercedes. Zum Rollen müssen Sie die Kugel nun anheben. Auf einer schiefen Ebene ergibt sich eine Steigung von beispielsweise fünf Prozent. Für solch geringe Steigungen gilt: Parallelkraft ist Gewichtskraft mal Steigung. Wenn die Gewichtskraft circa zwei Tonnen entspricht, so macht die Parallelkraft nach genannter Formel 100 Kilogramm aus. Wendet man das Hebelgesetz an, das besagt, dass die Schubkraft Parallelkraft



In die Kugel geschaut

Regensburg und Erdball 2014: lausiger Winter und kühler Sommer. Tendenz steigend, zumindest was den Grad der Verrücktheit betrifft. Mehr Studenten, mehr Baustellen, größere Handys, aber dafür wurde deren Akkulaufzeit immerhin kürzer. Als befänden wir uns im Zeitalter der umgekehrten Regeln. Auf ehemals blühenden Wiesen sprießen planierte Parkplätze und halbraffiniert geplante Gebäude mit unbenutzbaren Sonnenterrassen und Flachdächern aus dem Boden. Kachelmanns klimatische Prognosen für die kommenden Semester sind wechselhaft, wenn nicht gerade trüb. Privatisierung und Ausverkauf der Uni zwingen die Biologen bereits 2016 dazu, sich ihre Modell-Skelette stundenweise von einem eigens dafür geschaffenen Unternehmer zu mieten, während sich global agierende Konzerne die Campus-Wasserrechte und urbanen Gartenbauflächen vor dem AStA gesichert haben. Zwei Jahre später kann die anwachsende Zahl von Studierenden mittags vor der universitären Gulaschkanone nur noch dadurch in Schach gehalten werden, dass die Sicherheitsfirma eines gewissen Herrn Leo Nidas aus Sparta die 300 besten Krieger am Nadelöhr »Mensaeingang« postiert und heldenhaft gegen die anstürmenden Massen verteidigt. Ist abends dann der vierteljährliche Elternsprechtag aus, benötigt man beim Einlass der anschließenden Studentenparty je zwei Security-Leute mehr, damit der organisatorische Mehraufwand beim Sortieren der Personalausweise gedeckt werden kann – immerhin sollen auch die jüngsten Absolventen des eben erst etablierten G7 zumindest bis Mitternacht bleiben dürfen. Spätestens 2020 gewinnt der Regensburger Uniparkplatz dann den Preis für die größte Ansammlung von Luxuslimousinen pro Quadratmeter und das einstige Bild des in Armut darbenden Studenten scheint maximal noch auf einige 68er Urgesteine unter den Professoren zuzutreffen.

Nikolaus Scherdjow

mal Radius geteilt durch Schichthöhe des Menschen ist, beträgt die Schubkraft 200 Kilogramm. Untrainierte Personen können etwa die Hälfte ihres eigenen Gewichts wegdrücken. Bei Studenten sind dies wohl 40 Kilogramm, bei Studentinnen geschätzt 30 Kilogramm. Um die Schubkraft von 200 Kilogramm aufzubringen, benötigen Sie also insgesamt fünf bis sieben Personen. Sie müssen daher mit vier bis sechs Freunden anrücken, um die Kugel über den Campus zu rollen.«



Semestermeter

Stressfrei durch die Prüfungszeit – mit diesem Motto, das für viele Regensburger Studierende zurzeit wie ein Wunschtraum klingen mag, haben die Universitäten im kanadischen Halifax und im schottischen Aberdeen vor einigen Semestern für Aufsehen gesorgt: Mit der Einrichtung eines Welpenraums soll es den Studenten durch das Knuddeln von Hundebabys ermöglicht werden, Stress abzubauen und ihre Konzentration zu steigern.

Mit solch einem Welpenraum kann die Uni Regensburg bisher noch nicht dienen – und daran wird sich wohl in absehbarer Zeit auch nichts ändern. Grund dafür ist wohl nicht zuletzt die anhaltende Raumnot an der Universität. Stattdessen gibt es am Regensburger Campus seit Kurzem einen Friseursalon mit dem sinnigen Namen *Unicut*. Inwieweit dieser zur Entspannung beiträgt, ist zwar fraglich, aber möglicherweise hat auch ein gutes Styling positive Auswirkungen auf das Leistungsvermögen der Studenten. Zumindest bei mündlichen Prüfungen mag dies durchaus ausschlaggebend sein.

Jedoch müssen die Regensburger Studierenden auch auf tierischen Beistand nicht gänzlich verzichten. Neben zahlreichen Kaninchen, Tauben, Mäusen, Hunden und einem entlaufenen Familienaxolotl namens Wenzel-Eusebius zählt seit einiger Zeit ein weiterer haariger Vierbeiner zur Unifamilie: der schwarzweiße Kater Pep. Ob als fleißiger Student im Philosophicum, als Schrödingers Katze im Physikgebäude oder als wissenschaftlicher Mitarbeiter in den Büros – dieses bildungswillige Kerlchen scheint sich an der ganzen Uni heimisch zu fühlen. Selbst in diversen sozialen Netzwerken treibt Pep sich bereits herum.

Und die Studierenden, die an einer Katzenhaarallergie leiden, aber nach wie vor auf der Suche nach einem Ausgleich zur stressigen Lernerei sind, können sich ja vielleicht die Wiese zwischen Zentralem Hörsaalgebäude und Vielberth-Gebäude zu Nutze machen: Auch Schlammbädern wird ja eine gewisse entspannende Wirkung nachgesagt.

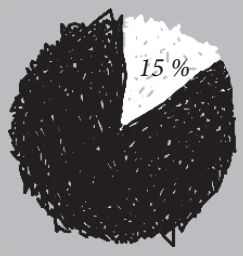
Natalie Aschenbrenner

Schwarz-Weiß-Malerei

5 Fragen, knapp 500 Studenten, wir haben am Campus nachgefragt.



Fährst du öfter als einmal pro Monat am Wochenende heim?



Ab und zu 'nen Joint?



Bist du zufrieden mit dem Essen in der Uni-Mensa?



Musstest du schon einmal Gebühren bezahlen, weil du ein Buch nicht zurückgegeben hattest?



Könntest du dir vorstellen, in Regensburg sesshaft zu werden?

»Geht's noch?!«

ABENTEUER UNIVERSITÄT

Bin ich hier an einer Universität – oder bin ich doch eher in einem Survival Camp gelandet? Diese Frage stellt sich mittlerweile, ist man an der Uni Regensburg unterwegs. Die Wiese zwischen PT- und Vielberth-Gebäude hat sich mittlerweile in ein riesiges Schlammfeld verwandelt. In dem Bauzaun-Labyrinth, das sich Bibliothek nennt, muss man sich vor herabfallenden Betonteilen schützen und die minimalst beleuchteten Wege an der Uni machen ein unbeschadetes Vorankommen beinahe unmöglich. Es ist deshalb unumgänglich, neben den üblichen Uni-Unterlagen eine Outdoor-Sicherheits-Ausrüstung einzupacken: Zu empfehlen sind Gummistiefel mit mindestens zwei Zentimetern Profiltiefe (zum Schutz vor einem unfreiwilligen Schlammbad), ein Helm, der ausreichend Schutz bietet, falls man es wagt, ein Buch aus der Bib zu holen, sowie eine Stirnlampe mit Scheinwerferqualität, um auch bei Dunkelheit mit dem Rad oder zu Fuß überhaupt ans Ziel zu kommen. Danke, liebe Uni, für den Nervenkitzel – der Unialltag wäre sonst wohl ziemlich langweilig!

Barbara Gilg

WERBUNG

»Du, du und du – mitkommen! Saufen!«. So oder ähnlich schreit es mich täglich von den Wänden der Universität an. Nicht nur, dass ich mich tierisch über diese primitive und auf niederste Urtriebe abzielende Werbung aufrege. Nein, auch an Alternativen mangelt es mittlerweile komplett. Einzig kahle, graue Wände und Klebereste aus vergangenen Tagen sind noch zu sehen. Die Vermarktungsfirma *Lautlicht* hat es geschafft, alle mühsam gestalteten universitären Plakate abzureißen und sie durch kommerzielle zu ersetzen. »Hast du Geld, so setz' dich nieder. Hast du keins, so scher' dich wieder!« ist das vorherrschende Motto. Studierende ausschließlich auf kauffreudige Konsumtätigkeit zu reduzieren, setzt dem Ganzen dann die Krone auf. Dass es mit der Zielgruppenorientierung wohl doch nicht so weit her ist, zeigt der überdimensionale Porsche-Banner in der PT-Cafete. Spätestens da denk' ich mir: »Geht's noch?!«

Michael Schweiger



»veni, vidi, what the fuck?«

Mein Beileid

Kaufland. Ich stehe am Regal für Schreibwaren, auf der Suche nach einem Block. Als ich gerade nach dem letzten karierten Exemplar greife, bemerke ich ein älteres Pärchen neben mir. Die beiden durchforsten das Regal mit den Glückwunschkarten; ihrem Gespräch entnehme ich, dass sie auf der Suche nach einer Beileidskarte sind. Die Wahl scheint ihnen nicht leicht zu fallen. Verständlich für mich – jeder, der schon einmal in dieser traurigen Situation war, weiß, wie schwierig es sein kann, etwas Passendes zu finden. Ich höre, wie die Frau ihren Mann nach seiner Meinung fragt: »‚Herzliches Beileid' oder lieber ‚Aufrichtige Anteilnahme'?« Darauf er: »Das können wir beides nicht nehmen. Die wissen doch sowieso, dass das gelogen ist!«

Martina Kolb

Meine alte Dame

Hauptbahnhof. Ich sitze im DB-Center und warte auf meinen verspäteten Zug. Mir gegenüber sitzt eine Frau mittleren Alters. Sie trägt Kleidung, die nicht zusammenpasst: eine rosa-blau karierte Pluderhose, dazu ein schwarz-weiß gepunktetes, übergroßes Shirt. Ein hellgrünes Kopftuch auf ihrem aschblonden Haar rundet das verrückte Erscheinungsbild ab. Der Paradiesvogel starrt mich mit hellblauen Augen an; ihr Blick wirkt wirr. Nach einer Weile sieht sie sich um und fixiert mich wieder – diesmal sieht sie wütend aus. »Danke«, sagt sie und schüttelt erbost den Kopf. »Wofür?«, frage ich. Sie hebt ihre Hände und ballt sie zu Fäusten. Dann öffnet sie sie wieder. Das Ganze wiederholt sie dreimal. Plötzlich schreit sie: »…für nichts!«

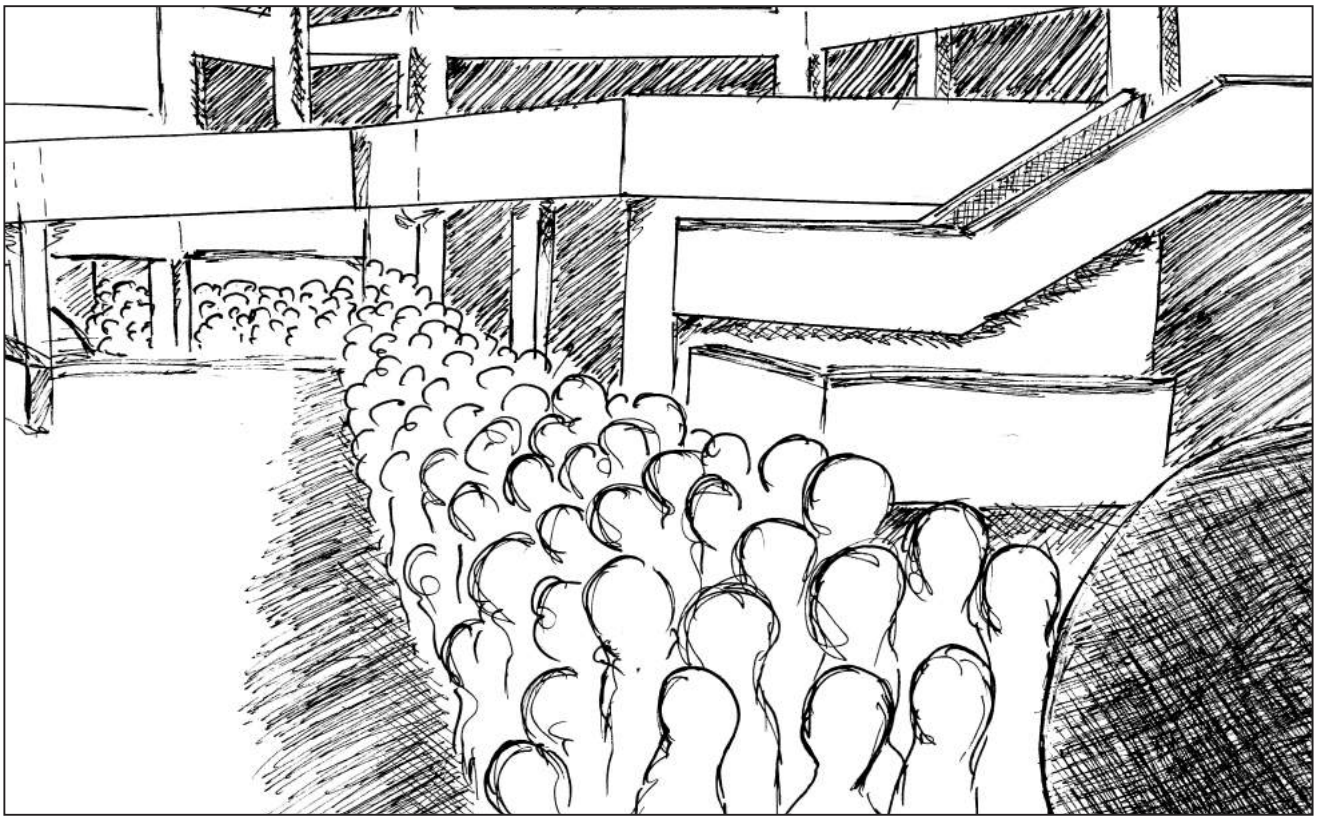
Katharina Eichinger

Meine Karriere

Uni. Auf dem Weg zur nächsten Vorlesung komme ich an einer Karrieremesse im Zentralen Hörsaalgebäude vorbei. »Interessieren Sie sich für eine Karriere in der Automobilbranche?«, fragt mich ein Mann, als ich an ihm vorbeigehen möchte. Etwas überrumpelt bleibe ich stehen. »Äh… klar, warum nicht?« – »Dann sind Sie bei uns genau richtig! Darf ich fragen, was Sie studieren?« – »Amerikanistik und Philosophie«, antworte ich und kann beobachten, wie meinem Gegenüber die Gesichtszüge entgleisen. Im Nu verschwinden die Flyer zu Maschinenbau und Wirtschaftsinformatik hinter seinem Rücken und er streckt mir stattdessen etwas anderes entgegen: »Darf ich Ihnen vielleicht unseren Kugelschreiber anbieten?«

Anna Jopp

Lautmalerisch Petra Geigenfeind



Neulich vor der Mensa

»Die spinnen doch, die ...«

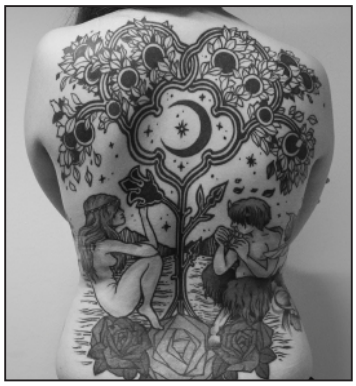
Portugiesen: Zum Kennenlernen erst mal ´ne Runde Liegestütz!

Alle Jahre wieder verwandeln sich die Straßen Portugals in die zauberhafte Welt des sagenumwobenen Hogwarts. Gestalten in schwarzen Umhängen durchstreifen die Zentren der Universitätsstädte, im Gepäck eine Horde verschüchterter Muggels. Erst auf den zweiten Blick wird deutlich, dass es sich bei den vermeintlichen Muggels um die Erstsemestler des Landes handelt. Sie sollen mit allen Ehren in der Universitätslandschaft willkommen geheißen werden, wie sich das in alter Manier gehört. Die Willkommenszeremonie wird dabei von den Veteranos, jenen Gestalten mit den schwarzen Umhängen, gehalten, die sich als Studenten höherer Semester entpuppen. Das Prozedere der als Praxe bekannten Zeremonie ist dabei überaus simpel zusammenzufassen: Die Erniedrigung der Neuankömmlinge ist oberstes Gebot! Kein Lachen, kein Augenkontakt, keine Fragen sind erlaubt. Die Veteranos sind Herren und Gebieter. Untergräbt ein Erstsemestler diese Autoritäten, drohen Leibesübungen oder öffentliches Singen als Strafen des jugendlichen Ungehorsams. Was an den meisten Universitäten harmlos vonstattengeht, kann dabei nicht über einige Fälle hinwegtäuschen, die in tödlichen Unfällen endeten. Zum Lachen kann den Anwesenden dann wahrlich nicht mehr zumute sein. Es mag überraschen, doch die Praxe dient tatsächlich der Eingliederung neuer Studierender. Wie heißt es in Portugal doch so schön? »Dura Praxis, Sed Praxis!«

Wiltrud Fischer



FOTO Pia Weishäupl





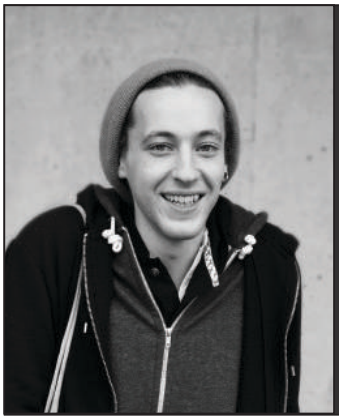






Was schmückt wen?

Was haben sich unsere Kommilitonen stechen lassen? Die Lösung findest du auf unserer Seite *facebook.com/lautschrift.org*



Yannick
24, Vergleichende Kulturwissenschaft



Claudia
26, Lehramt Deutsch, Geschichte, Ethik



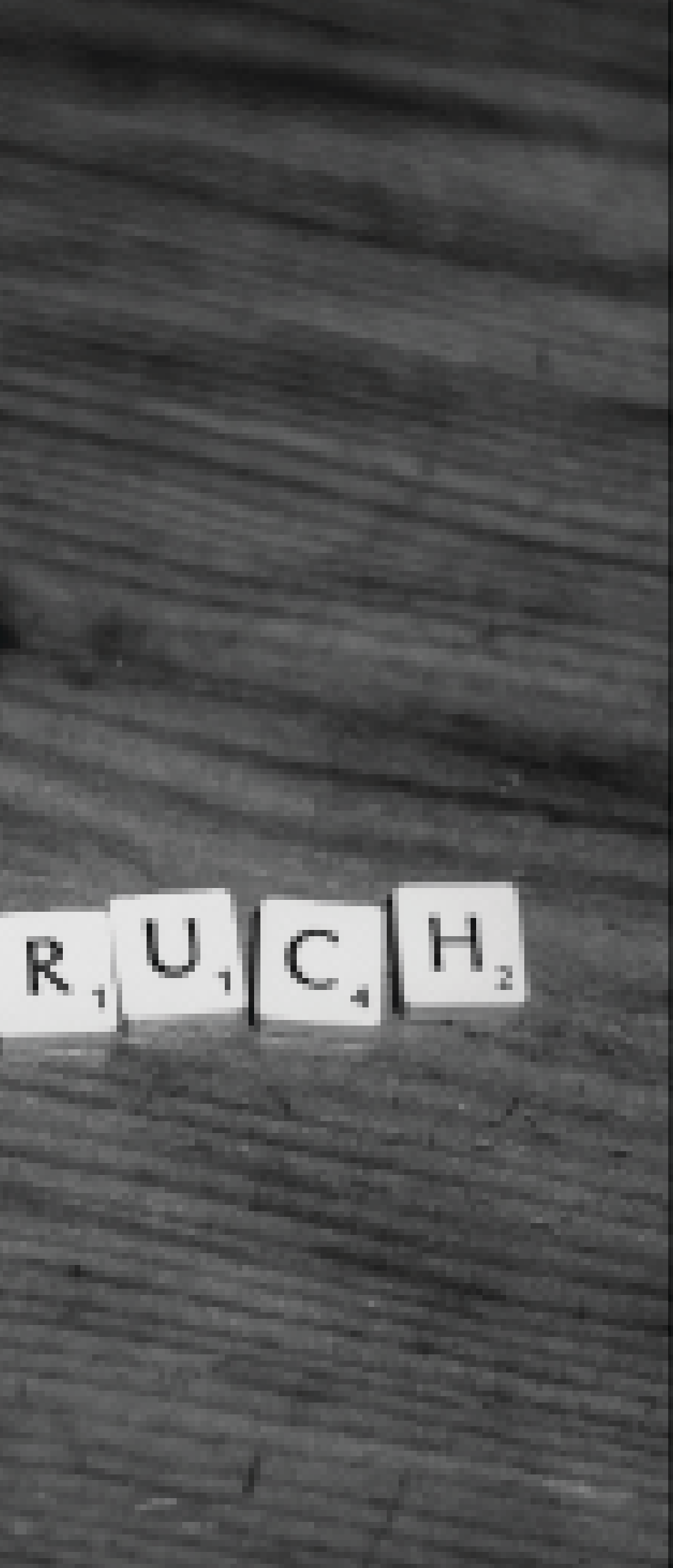
Nikolaus
27, Lehramt Deutsch, Geschichte



Lyly
23, Jura



FOTO Alexander Urban



Zwei Psychotherapeuten an der Uni erklären, warum es nicht gesund ist, immer ein guter Mensch zu sein.

Anspruch auf Leben: Der Vater einer Flüchtlingsfamilie in Regensburg erzählt seine Geschichte.

Wird die Uni durch G8 und Bologna zu einer Zu-Hoch-Schule? Ein Blick auf die Ansprüche an der Uni.

Ansprüche falsch gesetzt: Was er will, was sie will. Ein Drama.

Was findest du am Anderen ansprechend? Befragte an der Uni rücken mit der Antwort heraus.

Anspruch an den eigenen Körper: Warum ist uns unser Äußeres so wichtig?

Ansprüche an Bewerber: Arbeitgeber geben Einblick, worauf es ihnen wirklich ankommt.

Warum nicht ein minimalistisches Lebensprinzip verfolgen? Eine junge Frau gibt Einblick in ihr Leben.

Schraubt eure Ansprüche zurück! Ein Plädoyer für mehr Bescheidenheit.

Anspruch auf Anspruchslosigkeit: Poetry-Slammer Thomas Spitzer bezieht Stellung.

Welcher Anspruchstyp bist du? Ein Entscheidungsbaum zeigt, ob aus dir noch was wird.



INTERVIEW Anna Jopp FOTO Alexander Urban

Anspruchssache

Allen Ansprüchen gerecht zu werden ist nicht möglich. In der neugegründeten Hochschulambulanz für Psychotherapie treffen Dr. Julia Diemer und Dipl.-Psychologe Thomas Probst regelmäßig auf Menschen, die an dieser Tatsache verzweifeln. Doch mit Ansprüchen richtig umzugehen kann man lernen.

Frau Dr. Diemer, Herr Probst: Stellen Sie hohe Ansprüche an dieses Gespräch?

D: Naja, wir wollen natürlich nichts Niveauloses sagen. Wir hoffen also schon, dass das Gespräch einen gewissen Anspruch hat.

Das ist kein schlechter Ausgangspunkt. Aber abgesehen von dieser populären Verwendung des Begriffs: Wie versteht die Psychologie das Thema Anspruch?

P: Sicher ist, dass sowohl zu hohe als auch zu niedrige Ansprüche zu Problemen führen können, sowohl im Bereich Leistung als auch in persönlichen Beziehungen. Die Anspruchshaltungen können dabei sowohl auf die eigene als auch auf andere Personen bezogen sein. Wir in der Hochschulambulanz versuchen bei unseren Patienten herauszufinden, ob die Ansprüche eigenmotiviert sind oder ob man ihnen nur folgt, weil man denkt: »Andere erwarten das von mir«.

Ab wann werden solche Anspruchshaltungen bedenklich?

P: Manche Menschen fühlen sich schlecht, weil sie Ansprüche an andere haben, die nicht erfüllt werden. Die Welt und die Mitmenschen sollen sich so verhalten, wie man es gerne hätte. Ist das nicht der Fall, dann empfinden Betroffene diese Tatsache als schier unerträglich.

D: Wenn bestimmte Lebensbereiche wie Studium oder Beruf hingegen stark leistungsorientiert sind, fragt man sich ständig, ob man den eigenen Vorstellungen und Zielen gerecht wird. Wer dabei zu niedrige Ansprüche hat, bleibt schnell hinter seinem eigentlichen Leistungsniveau zurück, zu hohe Ansprüche können dagegen demoralisieren. Einige Betroffene verfallen dann in eine Verweigerungshaltung. Aus lauter Angst, die Anforderungen nicht erfüllen zu können, vermeiden sie es, sich überhaupt mit Leistungsansprüchen auseinanderzusetzen, beispielsweise, indem sie Hausarbeiten oder das Lernen auf Prüfungen vor sich herschieben.

P: Uns begegnen oft Patienten mit zu hohen Ansprüchen an die eigene Person. Gerade bei Depressionen spielen dabei oft überhöhte moralische Ideale eine große Rolle: Ich muss ein guter Mensch sein, ich muss mit jedem gut auskommen, darf niemanden abweisen, nicht »Nein« sagen. Das führt schnell zu Überforderung.

»Wichtig ist, die Balance zu wahren«

Ein guter Mensch sein, anderen helfen ... Das klingt doch eigentlich gut!
P: Natürlich ist es grundsätzlich gesund und löblich, für andere da sein zu wollen. Zum Problem wird es, wenn eigene Hobbys und Interessen auf der Strecke bleiben, weil man nur noch für den Leistungsgedanken lebt. Der Patient kümmert sich dann nicht mehr um sich selbst, sodass sich eine Depression entwickeln kann.
D: Wichtig ist, eine gewisse Balance zu wahren: Wenn man ständig nur für andere da ist, für sich selbst aber keine Zeit einplant, führt das schnell zu einem Ungleichgewicht. Daraus ergibt sich leider ein zusätzliches Dilemma: Menschen mit zu hohen moralischen Ansprüchen neigen im Erschöpfungsfall oft erst recht dazu, zunächst bei sich selbst kürzerzutreten. Sie verzichten also darauf, mal einen Abend mit Freunden zu verbringen, um noch mehr für das Studium lernen und den Ansprüchen anderer gerecht werden zu können. Das kann zu einer Anspruchsspirale führen, der Leidensdruck erhöht sich dabei immer weiter. Solche Prozesse aufzuzeigen ist einer der wichtigsten Schritte in der Verhaltenstherapie.

»Selbstwert sollte nicht nur mit Leistung verknüpft sein«

Wie kann so eine Therapie dem Betroffenen helfen?
D: Wenn es einem Patienten an Selbstfürsorge mangelt, ist es wichtig, ihn zu Aktivitäten in diesem Bereich zu ermutigen. Wir machen das in der Verhaltenstherapie oft in Form kleiner Hausaufgaben, zum Beispiel, sich selbst gerade in Stressphasen Gutes zu tun, Freiräume einzuplanen und etwas zu unternehmen, wozu man schon lange Lust hatte. Insgesamt geht es darum, dem Patienten zu vermitteln, dass er seine negativen Denkmuster selbst verändern kann.
P: Allerdings wirken sich die hohen Ansprüche oft auch auf die Therapie aus. »Ich muss die Hausaufgaben schnell umsetzen, es muss mir schnell besser gehen!«. Das ist natürlich ungünstig für den Genesungsverlauf. Wir fragen uns auch: Was könnte in der Lebensgeschichte dazu geführt haben, dass jemand diese Ansprüche hat? Bezugspersonen in der Kindheit spielen dabei oft eine große Rolle.
D: Jeder Mensch hat ein Bedürfnis nach Anerkennung und will von anderen gemocht und wahrgenommen werden. Problematisch wird es, wenn Eltern und Lehrer ein Kind beispielsweise nur loben, wenn es etwas geleistet hat und es nicht einfach als Person wertschätzen. Ist Selbstwert immer mit Leistung verknüpft, dann wird das im späteren Leben oft problematisch.

Haben jüngere Menschen also generell höhere Ansprüche?
P: Ich denke, das ist eher eine Frage der Persönlichkeitsstruktur als des Alters.
D: Allerdings sind gerade junge Leute auf der Suche nach ihrem eigenen Lebensweg und geraten dabei häufig in einen Konflikt zwischen unterschiedlichen Erwartungen: Warum studiere ich, was ich studiere? Weil ich mich dafür interessiere und es mir selbst ausgesucht habe oder weil andere es so wollen? In diesem Fall geht es um die Selbstverwirklichung, um die Ablösung vom Elternhaus, die eine der wichtigsten Lebensaufgaben in diesem Altersabschnitt ist.

Wie sieht es mit dem Geschlecht aus? Sind Frauen öfter betroffen als Männer?
D: Das Leistungsdenken in unserer Kultur betrifft beide Geschlechter gleichermaßen, auch wenn es sich vielleicht manchmal in unterschiedlichen Bereichen zeigt. Bei Frauen beziehen sich die Ansprüche nach wie vor stärker auf das Aussehen und den zwischenmenschlichen Bereich, bei Männern eher auf berufliche Leistungen. Aber das sind alles Pauschalisierungen, es gibt viele Gegenbeispiele.
P: Was sich eher unterscheidet, sind die Strategien, wie der oder die Einzelne mit der Situation umgeht. Frauen suchen beispielsweise meist früher eine Psychotherapie auf, während Männer sich zunächst öfter in Alkohol oder Drogen flüchten.

»Frühwarnzeichen ernst nehmen«

Gibt es, abgesehen von einer Therapie, auch andere Maßnahmen, die man selbst ergreifen kann?
P: Man sollte sich selbst beobachten und gewisse Frühwarnzeichen ernst nehmen. Wenn man sich beispielsweise innerlich nur schwer von Gedanken an das Studium lösen kann oder Schwierigkeiten hat, Berufliches und Privates voneinander zu trennen, kann das zu Schlafstörungen führen. Betroffene können sich über Teilerfolge nicht freuen, sondern haben immer gleich das nächste Ziel vor Augen. Diese Denkmuster gilt es zu durchbrechen. Die meisten Menschen haben eigene Bewältigungsstrategien, um mit solchen Schwierigkeiten umzugehen. Über eine Psychotherapie sollte man nachdenken, wenn diese eigenen Mechanismen nicht ausreichen.
D: Ein wichtiges Warnzeichen sind starke Ängste, beispielsweise Prüfungsängste oder die Angst, vor Gruppen zu sprechen. Menschen, die zu diesen Ängsten neigen, haben häufig überhöhte Ansprüche an ihre eigene Leistung und daran, was andere über sie denken. Es kann dann sehr hilfreich sein, mit anderen über diese Probleme zu sprechen: Wenn beispielsweise die Kommilitonin, die ich für ihr kompetentes Auftreten bewundere, zugibt, auch vor jedem Referat nervös zu sein und Ängste zu verspüren, rückt das meine Selbstansprüche in ein ganz neues Licht. ■

Beide Interviewpartner möchten betonen, dass sie gleichermaßen hinter den Aussagen des jeweils anderen stehen.

Mehr Information zur Hochschulambulanz für Psychotherapie: www.ur.de/psychotherapie.

Anna Jopp, 21, studiert im 4. Semester Amerikanistik, Philosphie und Politikwisschaft. Nach dem Gespräch nahm sie sich vor, Ansprüchen in der Uni gelassener gegenüberzustehen.



Anspruch auf Leben

3300 Kilometer hat sie zurückgelegt, um sich in Sicherheit zu bringen: die sechsköpfige Familie Massud* aus Syrien. Weg vom Krieg, der kein Ende zu nehmen scheint.

TEXT Laura Wörnhör, Sara Dec

FOTOS Alexander Urban

Ist das wirklich Europa?«, fragt sich Harun, als er und seine Familie zusammen mit zweihundert anderen Menschen in einen käfigartigen Raum gepfercht wird, mit angelegten Handschellen. Es ist eng und stinkt fürchterlich. Die Kinder haben Durst – trinken dürfen sie nur aus der Toilette. Sicherheit hatte er sich anders vorgestellt.

Jetzt sitzt er zusammen mit der ganzen Familie am Küchentisch. Vor ihm türmen sich Brownies, Muffins, Schokocroissants und Nussschnecken. Die großen braunen Augen seiner vier Kinder leuchten. Seine jüngste Tochter Djamila soll morgen zum ersten Mal den Kindergarten in Regensburg besuchen. Schüchtern versteckt sie sich hinter ihrer Mutter und lächelt verlegen. Themen wie Einschulung, Sprachkurs und Kindergarten beschäftigen die Familie neuerdings. Mehrere Wochen schon leben sie zusammen mit anderen syrischen Flüchtlingen in einem Haus in Regensburg. Sie fühlen sich wohl, sind froh, dass sie jetzt sicher sind. Froh, dass sie überlebt haben.

Draußen vor der Haustür, in der Nähe der syrischen Hauptstadt Aleppo, fliegen die Bomben. Schießereien und Kidnapping gehören zum Alltag. Oft gibt es bis zu 24 Stunden keinen Strom und kein Wasser. Nachts herrscht vollkommene Dunkelheit auf den Straßen.

Die Kinder sitzen vor Angst gekrümmt im dunklen Haus und halten sich die Ohren zu.

»Ich hatte besonders Angst um meinen Sohn. Er ist 16 und hätte jeden Moment in eine Gruppe gezwungen oder entführt werden können, schließlich ist er stark genug, um mit Waffen zu hantieren«, sagt der Familienvater Harun. »Wir haben die Kinder nicht mehr auf die Straße gelassen. Selbst, wenn jemand nur schnell zum Einkaufen um die Ecke gegangen ist, hofften wir, dass derjenige wieder heil zurückkommen wird«, erzählt er weiter. Auch das eigene Haus war kein sicherer Ort mehr. Im Schlafzimmer der Eltern breiten Djamila, Karim und Saida Spiele, Puzzles und Bilderbücher auf dem Tisch aus. Die zehnjährige Saida sitzt mit ihrem arabisch-deutschen Wörterbüchlein am Tisch und versucht eifrig, ihren Geschwistern Wörter beizubringen. Die Familie ist versorgt mit Kleider- und Spielzeugspenden der Einheimischen. Der Regensburger Oberbürgermeister Joachim Wolbergs kann dies bestätigen: »Es gibt eine überwältigende Welle der Hilfsbereitschaft in der Bevölkerung. Unsere Bürger wollen diesen Menschen helfen.« Sie bieten ihre Unterstützung in Form von materiellen und finanziellen Mitteln, Wohnungsangeboten und vor allem Patenschaften oder anderen persönlichen Hilfsmitteln an.

Im Zentrum Aleppos wird es zu gefährlich. Begleitet von ständiger Furcht, sieht sich die kurdische Familie gezwungen, in eine Gegend weiter nördlich zu ziehen. Dort erhoffen sie sich zumindest ein Stück mehr Sicherheit. Aus dem alten Haus nehmen sie nur das Nötigste mit, in dem Wissen, dass alles Zurückgelassene in fremde Hände fallen wird.

Der Krieg treibt die Preise in die Höhe und Familienväter werden zu Plünderern.

September 2014. Der Islamische Staat greift Kobane an. Nur zwei Stunden vom Aufenthaltsort der Familie entfernt. Hinzu kommt, dass sich die politisch organisierten Kurden in Syrien untereinander hinsichtlich ihrer Strategie nicht einig sind. Manche Eltern zwingen ihre Kinder mit an die Front. Kindersoldaten und Selbstmordattentäter sind kein seltenes Bild.

»Einen Kurden umzubringen gilt in Syrien mittlerweile als gute Tat«, sagt der Vater mit erstarrtem Blick. Eine Zukunft in Syrien? Undenkbar. Ihr bisheriges Leben – vom Krieg zerstört. Nicht nur aus Syrien, auch aus dutzend anderen kriegsgebeutelten Ländern flüchten jedes Jahr Millionen Menschen nach Europa. In Bayern hat sich die Zahl der Flüchtlinge und Asylsuchenden zwischen 2012 und 2013 um siebzig Prozent erhöht. Tendenz steigend.

Das Ziel von Familie Massud heißt Deutschland. Sie hat viel Gutes darüber gehört, erhofft sich dort ein besseres Leben. Harun will mit seiner Familie über den Seeweg von Algerien nach Europa gelangen. Die Boote sind meist klein und alt. Sie fassen maximal 150 Personen. Ein Freund der Familie hatte sich für diesen Weg entschieden, mit 300 Menschen wurde er in den Maschinenraum eines solchen Bootes gezwängt. Heiß und stickig war es. Jede überstandene Minute gab dem Freund Hoffnung. Hätte er ein Boot früher genommen, womöglich wäre es nicht so glimpflich ausgegangen. Fünfzig Menschen waren bei der Fahrt umgekommen. Dieser Gefahr, beschließt Harun, kann er seine Familie nicht aussetzen. Er entscheidet sich für den vergleichsweise weniger riskanten Landweg über die Türkei.

22.000 Euro wird die Flucht der gesamten Familie kosten.

»Hast du kein Geld, bist du verloren«, erklärt Harun. Er arbeitete in Syrien als Friseur; seine Frau Basima kümmerte sich um die Kinder und den Haushalt. Nur Familien mit genügend Erspartem können sich eine solche Flucht leisten. Die weniger Wohlhabenden müssen zurückbleiben. Denen, die das Geld aufbringen können, steht ein langer Weg bevor: Über Mittelsmänner gelangen sie an Schleuser, meist bandenförmig organisiert, aus den verschiedensten

Ländern. Sie kassieren das Geld und bringen die Menschen mit Kleinbussen von Land zu Land. So auch die Familie Massud. »In Ungarn, kurz vor der Grenze zu Österreich, mussten wir aussteigen und den restlichen Weg zu Fuß gehen.«

Der Weg führt sie durch einen nassen, kalten Herbstwald. Sie sind müde und durchgefroren. Kraftlos schreiten sie voran, fünf Stunden lang.

Ihre Koffer lassen sie fallen, einen nach dem anderen.

Basima dreht die Heizung auf. Keiner soll mehr frieren. An den kalten Winter in Deutschland aber müssen sie sich erst noch gewöhnen. Basima steht am Herd und kocht schwarzen Tee. Das Abendessen wird serviert. Selbstgemachter Joghurt, Hummus, Kichererbsen mit Olivenöl und Knoblauch – schnell versammelt sich die Familie um den gedeckten Tisch. Messer und Gabel brauchen sie nicht. Harun faltet sein Fladenbrot trichterförmig und taucht es in den Joghurt ein. »Was die Schlepper da veranstalten, kann man nur Menschenhandel nennen. Sie mischen sogar Schlaftabletten ins Essen, um dich ausrauben zu können«, erzählt der Familienvater. Auch die horrende Geldsumme verspricht nicht, dass man letztendlich sein gewünschtes Ziel lebendig erreicht. Harun hat im Internet Fotos von jungen Männern und Kindern gesehen, die die Flucht nicht überlebt haben. Sie waren orientierungslos in der Nacht durch einen Grenzwald gelaufen und dabei erfroren. »Wir wollten die Grenze von Ungarn nach Österreich unbemerkt in einem Wald überqueren, aber um sieben Uhr morgens haben sie uns erwischt. Die ungarische Polizei ist so miserabel.« Haruns Stimme klingt hasserfüllt.

Zwei Tage später werden die Massuds um vier Uhr morgens entlassen. Sie haben Hunger, zu essen hatten sie die ganze Zeit nichts bekommen. Als sie gehen, bekommt jeder von ihnen eine Scheibe trockenes Brot hingeworfen. »Macht, dass ihr wegkommt!« ist alles, was man ihnen mit auf den Weg gibt. An jedem Fuß tragen sie einen verschiedenen Schuh, wahllos herausgepickt aus den unzähligen ausgezogenen Einzelstücken. Es ist dunkel und kalt, ein unbekanntes Land, der Familie völlig fremd. Der Bahnhof geschlossen, keine Menschenseele ist auf der Straße zu sehen. Schlafen müssen Harun und seine Familie auf dem kalten Bordstein. Kurze Zeit später treffen sie den Schleuser wieder. Er trennt die Familie, da er nicht Platz für alle hat. Die Mutter fährt mit der jüngsten Tochter Djamila und dem ältesten Sohn Issam vor. Bis der Vater zusammen mit seiner Tochter Saida und dem jüngeren Sohn Karim weiterreisen kann, verstreichen mehrere Stunden. Endstation München.

Sie haben es geschafft. Sie sind in Deutschland angekommen.

Es ist neun Uhr morgens. Auf den Straßen rund um den Hauptbahnhof tummeln sich die Menschen wie geschäftige Ameisen. Harun steht mit seinen beiden Kindern auf der Straße und findet den Rest seiner Familie nicht am abgesprochenen Treffpunkt. Er sucht sie bis in die späten Abendstunden – vergeblich. Sie wurden schon von der Polizei verhaftet. Also stellt auch er sich. Seine Aussage wird aufgenommen, Fingerabdrücke werden gemacht und Fotos geschossen. Die Polizei erklärt ihm den Weg zur Registrierungsstelle, wo er seine Frau wiederfinden kann. Ohne jegliche Deutsch- oder Englischkenntnisse muss sich der Familienvater mit seinen Kindern durch München schlagen. Doch Harun gibt nicht auf und steigt in die U-Bahn ein.

Seine erste Begegnung mit einem Deutschen ist die mit einem Fahrkartenkontrolleur. 40 Euro Strafe muss er zahlen, sein Ticket hat er versehentlich weggeworfen.

Beim Abendessen wird Djamilas erster Tag im Kindergarten besprochen; auch die Einschulung von Karim und Saida stehen an. Mit dem Bus sollen sie in die Regensburger Innenstadt fahren und zur Schule gehen. Dort kommen sie in eine Klasse mit anderen Flüchtlingen und Asylbewerbern und lernen zusammen Deutsch. Die beiden freuen sich schon sehr. Endlich dürfen sie wieder ganz normal zur Schule gehen. Unklar ist noch, ob der älteste Sohn Issam die Berufsschule besuchen darf. Doch das Wichtigste für die Familie ist erst einmal die Sprache zu lernen. Auch die Eltern besuchen zwei Mal pro Woche einen Sprachkurs.

Harun fährt zur Registrierungsstelle. Menschen verschiedenster Herkunft haben sich dort angesammelt, alle suchen nach ähnlichen Informationen. Verunsicherung und Angst sind zu spüren. Harun wird gesagt, dass er heute zu spät dran ist, er und seine Kinder sollen sich erst einmal ausschlafen. Am nächsten Tag stellt Harun sich um sechs Uhr morgens in die Schlange und wartet. Bis 15 Uhr muss er ausharren, bis er endlich an Informationen über den Rest seiner Familie kommt. Ihm wird gesagt, dass er seine Frau und die Kinder in der Erstaufnahmeeinrichtung in Zirndorf bei

Nürnberg finden kann. Sofort fährt Harun hin. Eine weitere Nacht verstreicht, bis er Zugang zur Einrichtung bekommt.

In einem überfüllten Raum sucht er nach seiner Frau und seinen Kindern. Tränen schießen ihm in die Augen, als er sie sieht. Minutenlang umarmen sie sich.

Letztendlich wurde die Familie Massud nach Regensburg geschickt. Laut Wolbergs versucht die Stadt, ihre Kapazitäten so gut wie möglich zu nutzen. Seit Dezember letzten Jahres ist in der ehemaligen Pionierkaserne an der Landshuterstraße eine vorläufige Erstaufnahmestelle für rund 280 Personen entstanden. Diesen Monat soll auch in der Bajuwarenkaserne eine solche Einrichtung bezugsfertig werden. Sie wird Platz für über fünfhundert Personen bieten. 53 Tage war die Familie auf der Flucht. Jetzt wollen sie ihre Ängste vergessen und ein neues Leben in Deutschland beginnen. Sie freuen sich über die Hilfe, die sie von den Bürgern bekommen. Einer ihrer Nachbarn hat ihnen angeboten, Schafe aus seiner Zucht zu schlachten. Das ist eine Ehre für Harun und seine Familie, denn sie sind Muslime und essen kein Schweinefleisch. Ein anderer möchte ihnen beim Einkaufen helfen. Nächste Woche machen sie zusammen mit deutschen Familien einen Ausflug. »Dass sich die Menschen für uns interessieren und helfen wollen, ist ein schönes Gefühl. Wir fühlen uns endlich wieder menschlich und willkommen«, sagt Harun. Langsam gehen im neuen Zuhause der Familie Massud die Lichter aus. Basima und Harun bringen ihre Kinder zu Bett. Saida legt ihr Wörterbüchlein zur Seite und schließt müde ihre Augen. Morgen ist ein neuer Tag. Ein neuer Tag in ihrem neuen Leben. ■

**Alle Namen von der Redaktion geändert*

Laura Wörnhör, Sara Dec, beide 22, studieren Medienwissenschaft und Vergleichende Kulturwissenschaft. **Die Familie ist ihnen sehr ans Herz gewachsen. Das Gefühl von ehrlicher Dankbarkeit kann so stark sein, dass man sich gar nicht davon lösen möchte.**



Die drei Kinder spielen in ihrem neuen Zuhause Memory.



TEXT Laura Hüttl FOTOS Pia Weishäupl



Die Zu-Hoch-Schule

Die Bologna-Reform hat die Studiengänge verschult, das G8 sorgt für Wissenslücken bei Erstsemestern. Noch meistern es die Hochschulen, die Qualität der Lehre aufrechtzuerhalten. Aber es wird zunehmend sichtbar: die Studenten sind überfordert.

Vorkurs« nennt sich die neueste Schnittstelle zwischen Schulabschluss und Hochschulstudium. Was mancherorts angeboten wird, um Kindern den Übergang zwischen Kindergarten und Schule zu erleichtern, findet sich heute auch an einigen Hochschulen wieder. So auch an der Universität Regensburg, etwa im Fach Mathematik. Auch hier müssen Vorkurse für Studienanfänger eingerichtet werden, denn ohne die ehemals etablierten Leistungskurse fehlt es am notwendigen Grundwissen. Die Erstsemester erfüllen nicht mehr die Voraussetzungen, um nahtlos ins Studium einsteigen zu können.

Die Vorkurse sind nicht das einzige Novum der Zeit. In den vergangenen Jahren hat sich deutschlandweit die Studiensituation verändert. Bologna und die zunehmende Akademisierung sind neben dem G8 zusätzliche Weichensteller. Striktere Vorgaben bei der Planung von Stundenplänen und Bürokratisierung sind die Folge. Durch die Akademisierung liegt die Zahl der Schulabsolventen, die ein Erststudium aufnehmen, bundesweit bei fast 50 Prozent – im Vergleich zu 36 Prozent im Jahr 2005 ein deutlicher Anstieg. Außerdem sorgte 2011 der doppelte G8-Abiturjahrgang für Rekordzahlen Erstimmatrikulierter. Mehr als 500.000 Erstsemester schrieben sich an den deutschen Hochschulen ein. Im Wintersemester 2014/15 sind es immerhin noch 498.900. Diese Entwicklungen treiben nicht nur deutsche Hochschulen, sondern auch manche Studierende an ihre Grenzen.

Die Lehrinhalte sollen gleich bleiben

Die meisten Professoren aber meinen, dass die Qualität der Lehre durch die äußeren Umstände nicht sinkt. Ernst Tamm, Professor für Humananatomie und Embryologie, erklärt, dass in der Medizin durch das bundesweit standardisierte Staatsexamen keine Gefahr besteht. »Die Studenten haben ein vorgegebenes Pensum. Selbst wenn während des Studiums der Stoffumfang reduziert wird, müssen die Inhalte spätestens für das Staatsexamen nachgeholt werden. Aber wir sind ja auch stolz auf das Niveau unseres Studiengangs. Das wollen wir beibehalten.« Beim Physikum, dem ersten medizinischen Staatsexamen, zählen Regensburger Studierende schon seit Jahren bundesweit zu den besten.

In der Mathematik ist die Thematik des Qualitätserhalts im Studium ein wenig komplexer. Man wolle nicht von den Lehrinhalten abweichen, die es schon seit Jahrzehnten gebe, stimmt Uwe Jannsen, Lehrstuhlinhaber für Mathematik, zu. Dennoch könnte es in den nächsten Jahren eng werden. »Die Vorkurse reichen oft nicht aus, um den Stoff nachzuholen, der den Abiturienten fehlt. Man kann höchstens Feedback geben, eine Nacharbeit muss dann aber selbstständig stattfinden. Damit tun sich viele Studierende schwer.«

Nicht das Gros der Studierenden selbst, sondern ihre Einstellung zum Studium scheint sich verschoben zu haben: »Der Student von heute ist stärker output-orientiert und besitzt im Schnitt weniger Eigeninteresse bei der Wahl von Lehrveranstaltungen«, sagt Harriet Rudolph, Lehrstuhlinhaberin für Neuere Geschichte. Die Leistungspunkte seien bei





der Wahl von Veranstaltungen entscheidend. »Nach der Einführung von Bachelor und Master gibt es sehr viele Vorgaben für die Gestaltung des Studiums. Die Studenten müssen mehr Veranstaltungen belegen und haben zugleich weniger Freiheiten, Studieninhalte auszuwählen. Aber gerade das habe ich an meinem Studium so geschätzt: dass ich mir selbst die Veranstaltungen aussuchen durfte, die mich interessieren, und zwar ganz unabhängig davon, ob diese in ein Modul passten oder ob ich den betreffenden 'Schein' überhaupt noch benötigte.« Jannsen sieht ein verwandtes Problem in der Mathematik: »Es geht mittlerweile mehr um Prüfungen als um die Mathematik selbst. Man merkt, dass die Studenten nicht mehr so viel Spaß am Studieren haben wie früher. Sie wirken gehetzter.« Fauler seien sie aber bestimmt nicht, fügt er hinzu. Es gebe neben dem Fachlichen einfach immer mehr zu beachten, wie etwa das Zusammentragen von ECTS-Punkten.

Veränderungen des Studiums auf Kosten der Psyche

Da die Institute die Inhalte des Studiums nicht gravierend reduzieren, wird eine Entwicklung deutlich sichtbar: Viele Studierende kommen den Anforderungen nicht mehr nach. Stress und Überforderung sind im Moment ein großes Problem. Rudolph fällt verstärkt auf, dass viele Studierende mit der Belastung nicht zurechtkommen und mit der Organisation ihres Studiums überfordert sind. Die Konstanzer Hochschulforschung bestätigt, dass im Wintersemester 2009/10 51 Prozent der Studierenden die Ansprüche ihres Studiums für zu hoch hielten – im Vergleich zu 39 Prozent im Jahr 2001. Auch Tamm bestätigt, dass man in der Medizin zunehmend von Problemen der Studierenden hört.

Hobbys bleiben auf der Strecke

»In Zukunft soll mehr darauf geachtet werden, auf die Studenten einzugehen und diese nicht mit ihren Problemen allein zu lassen.« Von einer chronischen Anspannung scheinen allerdings nicht nur die Studierenden betroffen zu sein. Auch die Dozenten sind sich einig: Es muss mehr Zeit in bürokratische Verfahren gesteckt werden. Natürlich leidet darunter nicht nur die Forschung, sondern auch Lehre und Betreuung der Studenten – ganz abgesehen vom allgemeinen Arbeitsklima.

Doch wie ist es möglich, auf diesem schmalen Grat nicht die Balance zu verlieren und die Qualität des Studiums mit den Interessen der Studierenden in Einklang zu bringen? Rudolph übt Kritik vor allem an der Gestaltung der Studiengänge. Man müsse Kurse belegen, die im Beruf später nicht von Relevanz seien. »Der Staat muss aufhören, immer mehr Lehrveranstaltungen oben drauf zu packen. Die sind teilweise gar nicht so wichtig und über die Inhalte können sich Studenten auch selbst informieren.« Bedauernswert sei auch, dass viele Studierende außerhalb des Studiums kaum mehr Zeit haben für andere Aktivitäten. »Die Hobbys von Studenten bleiben während des Studiums oft auf der Strecke. Einfach, weil es an Zeit dafür mangelt«, berichtet Tamm aus Gesprächen mit Stipendiums-Bewerbern. Das schränke die Persönlichkeitsentwicklung ein. Jannsen appelliert vor allem an die Haltung der Studierenden für ein angenehmes Studienklima: »Agiert gemeinsam mit den Dozenten!« Die meisten Studenten sähen nicht, wie sehr sich die Lehrkräfte bemühen. »Viele Studenten wirken gereizt. Eventuell auch deswegen, weil manche Dozenten frustriert sind, da es seitens der Studenten an Wissen fehlt. Aber wir ziehen doch alle am selben Strang.« Studieren heißt heute offenbar in erster Linie, einfach stressresistenter sein zu müssen als früher. Auch das kann eine Art sein, die Zahl der Studierenden auszudünnen. ■

Laura, 27, studiert Englisch, Geschichte und Spanisch auf Lehramt. Während der Arbeit am Artikel rückte ihr wieder deutlicher in den Blick, was studieren eigentlich bedeutet: nämlich Freude am Fach zu haben.

Er will, sie will

drama Viktoria Celik zeichnung Ramona Friedl

An einem kühlen Freitagabend sitzt er in seiner WG-Küche und zündet sich eine Zigarette an. Sie fällt auf seine Jogginghose. Er schüttelt die Asche ab und steckt sich die Kippe wieder in den Mund. Es klingelt. Er schlurft durch die Diele und öffnet die Wohnungstür.

Sie: Schatz, hast du die Klingel nicht gehört? Ich steh hier schon seit ner Weile ...

Er: Wieso bist du jetzt schon da?

Sie: Ich wollte dich überraschen. Ich dachte, du hast vielleicht Lust auf Kochen?

Er: Ich hab schon gegessen. Aber danke.

Sie: Tiefkühlpizza? *[Zieht ihre Jacke aus und hängt sie über einen Stuhl]*

Er: Und nen Apfel. Den hab ich noch gefunden. *[Setzt sich und pustet Rauch aus]*

Sie: So typisch einfach. *[Geht zum Fenster und macht es auf]*

Er: Wieso? Äpfel sind doch gesund. Außerdem bin ich vorhin erst aufgestanden und hatte keine Zeit, einkaufen zu gehen.

Sie: Gerade erst aufgestanden? *[Sieht skeptisch auf die Uhr]*

Er: Ich wollte ausschlafen.

Sie: Unter der Woche?

Er: Warum nicht? Ich hab die letzten Wochen so viel zu tun gehabt, da wollt ich mich heut mal bisschen ausruhen. *[Drückt die Zigarette in den viel zu vollen Aschenbecher. Die Hälfte des Inhalts verteilt sich auf dem Tisch]*

Sie: *[verharrt einen Moment]* Musst du wissen. (Dreht sich zögerlich weg, geht zum Waschbecken)

Er: Ist doch nichts dabei. Spülst du ab?

Sie: Ich wollte mir nur die Hände waschen.

Er: Achso ... *[Sammelt die Zigarettenstummel auf. Dann macht er das Fenster wieder zu]*

Sie: Wollen wir lieber später was machen? Wenn schon Kochen nicht mehr zur Auswahl steht?

Er: Was denn zum Beispiel?

Sie: Schlag was vor. Heute bist du mal mit Aussuchen dran. *[Sie kippt das Fenster]*

Er: Puh, keine Ahnung … *[Er zieht sein Smartphone aus der Tasche und tippt darauf rum]*

Sie: Diesmal bitte was, was nicht nur dir Spaß macht.

Er: *[schaut auf]*

Sie: Hab ich nicht böse gemeint. Männer sind ja manchmal so.

Er: Ich hab doch immer saucoole Ideen!

Sie: Naja. *[Verdreht die Augen]* Wie wärs denn, wenn wir mal wieder was mit meinem Freundeskreis machen? Lisa hat gefragt, ob wir mal wieder Lust haben zu kommen ... Oder magst du lieber bei Jakob zocken?

Er: Wenn du schon so fragst, wähl ich die zweite Option. Auf die anderen hab ich nicht so Lust heut.

Sie: Dann fahr ich jetz mal wieder. Ich muss eh noch in die Stadt.

Er: Was brauchst du?

Sie: Sachen. *[Steht auf, zieht ihre Jacke an und geht]*



umfrage Malin Zaddach fotos Alexander Urban

Was findest du am Anderen ansprechend?



Wenn sie nicht typisch mädchenhaft ist und für alles zu haben ist – zum Beispiel auch mal für ´Wne Lan-Party.
Thomas, 19, Jura

Wenn er handwerklich geschickt ist.
Svenja, 22, Biologie





Wenn sie Harry-Potter-Witze versteht. Eben habe ich noch gesagt, dass es viel cooler wäre, in Hogwarts zu sein statt an der Uni.
Felix, 22, Germanistik

Wenn jemand nicht hochnäsig ist, sondern bodenständig und einfach.
Aluyda, 20, Psychologie





Große Hände!
Clara, 22, Biologie

Intelligenz. Dass sie sich für ähnliche Dinge interessiert wie ich und eine gute Allgemeinbildung hat.
Georg, 31, Geschichte





Ihr Lachen.
Florian, 22, über Conni, 25, beide Angewandte Bewegungswissenschaften

Spontanität! Ich stand mal mit ´nem Mädel vor einem Blumengeschäft und dann dachten wir uns, dass es doch cool wäre, eine Blume zu pflanzen.
Hannes, 18, Grundschullehramt




Daniel Loidl*

text Tim Ende

Spieglein, Spieglein

Das eigene Aussehen zu verändern gehört zu den ursprünglichsten Eigenschaften der Menschen. Doch welchen Anspruch stellen Menschen an ihren Körper – und warum?

Jeden Morgen dasselbe Spiel: Wir stehen vor dem Kleiderschrank und wissen nicht, was wir anziehen sollen. Wir betrachten uns im Spiegel, machen uns aufwendig die Haare, schmieren uns diverse Cremes oder Masken ins Gesicht. Jeder Mensch stellt Fragen nach dem eigenen Aussehen und bewertet sich selbst entsprechend seiner eigens gewählten Schönheitskriterien. Doch welche Ansprüche haben Menschen an ihren Körper und warum wollen wir unser Aussehen überhaupt verändern? Sollten wir nicht so zufrieden sein, wie Gott uns erschaffen hat? Die Kirche würde diese Frage wahrscheinlich mit einem »Ja« beantworten. In unserer auf Leistung ausgerichteten Gesellschaft wiegt diese Frage jedoch ganz anders.

Daniel Loidl, die Haare blond und kurz, arbeitet in Mic's Body Shop, einem Geschäft für Sportnahrung und Nahrungsergänzungsmittel. Der Laden ist Daniels Arbeitsstelle, in der er während seines dualen Studiums in Sportökonomie ausgebildet wird. Parallel dazu betreibt er selbst intensiv Kraftsport. Das verraten auch seine Muskeln, die sich unter dem schwarzen, enganliegendem Shirt, das er trägt, hervorwölben. Der 23-Jährige ist auch Personal Trainer und hat bereits an zahlreichen Bodybuilding-Wettbewerben teilgenommen. Sein Wettkampfgewicht liegt, nach einer strengen Diät, bei 100-102 Kilogramm. Schon seit er 16 ist, trainiert er: »Früher war ich sehr dick, habe mich viel zu schlecht und viel zu ungesund ernährt. Teilweise habe ich 100 Kilogramm gewogen, ohne überhaupt Muskeltraining zu betreiben. So dick will ich nie wieder werden.«

Tamara Gäßlein sitzt in einer Regensburger Bar, vor sich eine Tasse Tee. Wenn Tamara spricht, wirkt sie selbstbewusst und wie jemand, der weiß, wovon er redet. Tamara studiert Gymnasiallehramt für Deutsch und Geschichte im neunten Semester. Insgesamt schmücken neun Tattoos und sieben Piercings ihren Körper, drei Piercings sind allein an ihrer Unterlippe zu sehen. Nach ihrer eigenen Schätzung hat sie dafür bereits drei- bis viertausend Euro ausgegeben. »In der Schule war ich von den Tattoos und Piercings einer guten Freundin fasziniert. Deswegen wollte ich es ausprobieren und so sind zwei kleine Sterne am Bauch entstanden.« Schnell wurden aus den zwei kleinen Sternen insgesamt neun Tattoos. Obwohl Tamaras Leidenschaft nicht unbedenklich ist, will sie nicht damit aufhören. »Dass es eine Sucht ist, weiß ich. Aber weil die ersten Tattoos überhaupt nicht wehgetan und mir gut gefallen haben, dachte ich mir, warum aufhören?«

»Fußballer trainieren genauso viel wie wir und da sagt keiner was.«

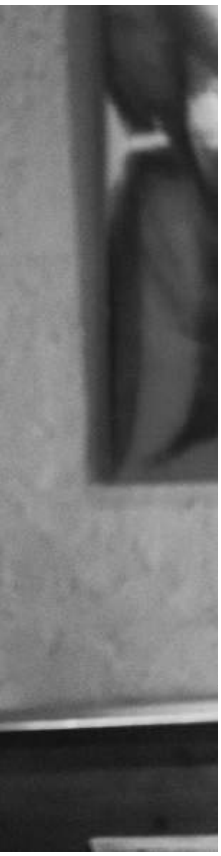
In Daniels Laden kommt eine Kundin, die nach einem Proteinpulver fragt. »Impact Whey Protein von MyProtein? Klar, haben wir da.« Auch wenn viele Menschen Daniels Hobby nicht nachvollziehen können, sieht er seine sportlichen Ambitionen mit einer gewissen Nüchternheit: »Natürlich wird die Bodybuilder-Szene immer sehr kritisch gesehen, weil viele Menschen es übertrieben finden, was wir machen. Aber auch andere Sportler wie Fußballer müssen so viel trainieren wie wir und bei denen sagt keiner etwas dagegen.«


Tamara Gäßlein

Daniel mag es, seinen Körper zu gestalten: »Ich genieße das Gefühl, diese Veränderungen selbst bewirken zu können.« Ähnlich ist es bei Tamara. Auch sie verändert gerne ihr Aussehen, weil sie Tattoos und Piercings einfach schön findet.

Tattoos, um die Essstörung zu verarbeiten

Manchmal glaubt sie aber auch, dass mehr hinter ihrem Wunsch nach Farbe unter der Haut steckt: ihre jahrelange Essstörung. »Zwischen meinem 18. und 20. Lebensjahr war ich essgestört und habe bei einer Körpergröße von 1,69 Meter nur noch 43 Kilo gewogen. Das mit dem Tätowieren hat angefangen, als ich die Krankheit überwunden und wieder normal gegessen habe. Danach habe ich mir auf den Oberschenkel Tomtes Zitat 'Die Schönheit der Chance' stechen lassen. Vielleicht war das meine Art, die Krankheit zu verarbeiten.« Körperliche Veränderung als Hilfsmittel, um sich besser zu fühlen, mag ein zentrales Motiv für den Wunsch nach einem anderem Aussehen sein.



Dr. Christian Conz, 39, Facharzt für plastische und ästhetische Chirurgie sowie Handchirurgie in der MedArtes Gemeinschaftspraxis in Neutraubling, geht in seinem Arbeitsalltag mit Veränderungswünschen anderer um. In seiner Praxis, wo die Patienten auf blauen Ledersofas sitzen und auf ihre Behandlung warten, korrigiert er Augenlider, vergrößert Brüste und saugt Fett ab.

Brustvergrößerung für mehr Selbstbewusstsein

Dr. Conz glaubt nicht, dass die meisten seiner Patienten kommen, weil sie sich unter dem gesellschaftlichen Druck nach einem perfekten Äußeren sehnen. »Der Großteil meiner Patienten kommt hierher, weil sie objektiv gesehen Makel haben, die sie gerne verändert haben möchten.« Wichtigster Grund für eine Operation ist für Dr. Conz auch das Selbstbild, das sich nach einem Eingriff oft radikal wandelt: »Eine Brustvergrößerung kann bei einer Frau zu einer enormen Steigerung des Selbstbewusstseins und subjektiven Wohlbefindens führen.« Viele seiner Patienten hätten ein Erscheinungsbild, das nicht ihrem eigenen Schönheitsideal entspreche und wollten sich deswegen operieren lassen, erzählt er. »Wichtig ist allerdings bei jedem ästhetischen Eingriff der Erhalt eines natürlichen Aussehens«, sagt Dr. Conz.



Dr. Christian Conz

Bei Daniels Hobby handelt es sich durchaus um ein gewisses Extrem: »Unser Sport ist außergewöhnlich und es spielt bestimmt auch der Adonis-Komplex mit rein. Man ist schon immer sehr selbstkritisch; trotzdem sehe ich nichts Falsches daran und solange mir der Sport Spaß macht, werde ich ihn auch weiterhin betreiben.«

»Wäre mein Körper schöner, wenn er nicht tätowiert wäre?«

Doch manche Menschen leiden besonders unter dieser Unzufriedenheit mit sich selbst. Dr. Conz erzählt von einer Frau, die sich ihre Waden verkleinern lassen wollte, obwohl keinerlei Möglichkeit und Notwendigkeit einer Korrektur bestand. »Manche Menschen haben ein falsches Selbstbild von sich. Man spricht dabei von Dysmorphophobie, also dem krankhaften Glauben an die eigene Hässlichkeit.« Dass solche Menschen nicht noch weiter in ihrer Krankheit unterstützt werden, indem man zum Beispiel die Waden der Frau operiert, ist für Dr. Conz enorm wichtig: »Patienten, bei denen ich keine Indikation für den gewünschten Eingriff sehe, lehne ich ab.«

Der Blick in den Spiegel ist etwas sehr Persönliches. Was Menschen darin sehen, kann nur von ihnen selbst nachvollzogen werden. Jedem ist es selbst überlassen, was er mit seinem Aussehen anstellt und jeder sollte sich so gestalten können, wie er will. Wie diese Gestaltung aussieht und wie man mit ihr umgeht, liegt in der eigenen Verantwortung. Auch Tamara ist sich der Tatsache bewusst, dass ihre Tattoos für immer ein Teil von ihr sein werden. »Dennoch passiert es manchmal, dass ich mich anschaue und denke: Wie würde ich eigentlich ohne Tattoos aussehen? Wäre mein Körper schöner, wenn er nicht tätowiert wäre?« ■

Fotos Pia Weishäupl und Alexander Urban

*www.werbeportal-bayern.de/firms/view/4155

Tim Ende, 24, studiert Medienwissenschaft und Germanistik. Da er selbst nur ein kleines Tattoo hat, wollte er verstehen, warum manche Leute nicht so schüchtern mit Körperschmuck umgehen.

text Christina Knodel foto Alexander Urban illustration Petra Geigenfeind

Menschen statt Technokraten

Jeder Student steht früher oder später vor der gleichen Hürde: Bewerbungen schreiben, Vorstellungsgespräche meistern. Was theoretisch überschaubar scheint, wirft in der Praxis jedoch einige Fragen auf. Worauf kommt es den Arbeitgebern wirklich an?

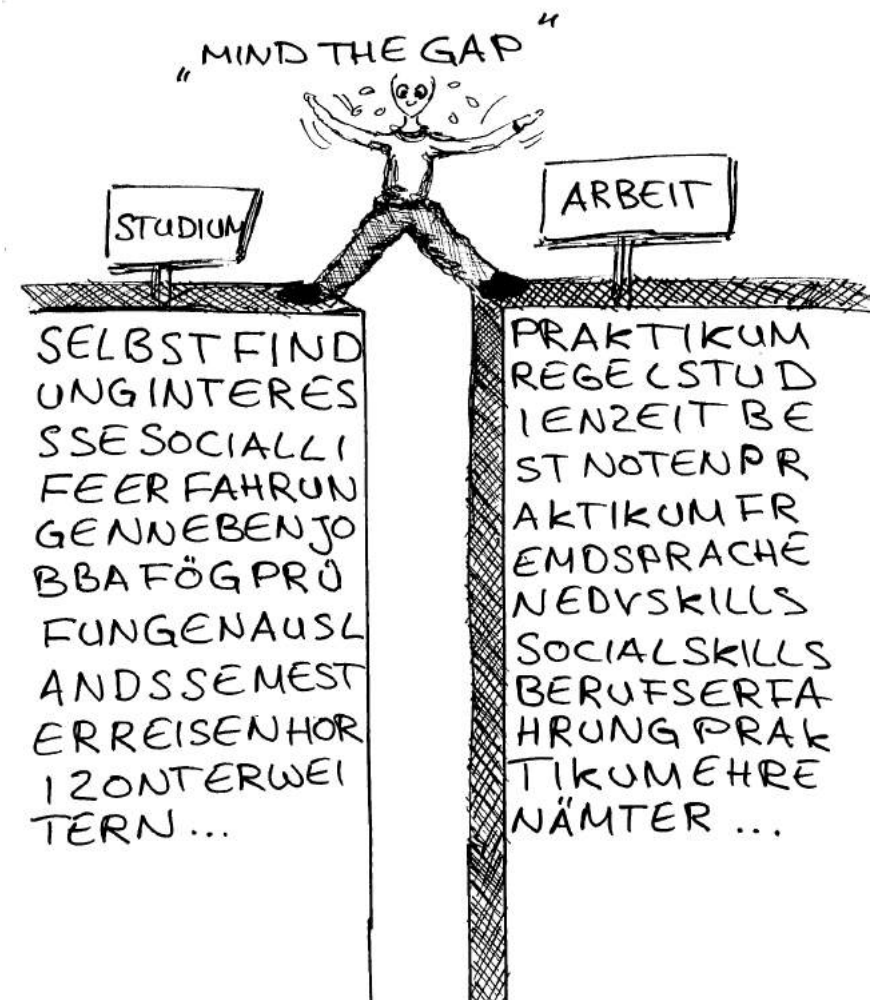
Studium? Abgeschlossen, möglichst in Regelstudienzeit. Praktikum? Absolviert, um die Berufschancen zu erhöhen, auch gleich mehrere. Auslandsaufenthalt? Ja, man hat mindestens ein halbes Jahr in einem nicht deutschsprachigen Land verbracht. Dann dürfte dem erfolgreichen Start ins Berufsleben ja eigentlich nichts mehr im Weg stehen, oder? Also, dann auf ans Bewerbungen schreiben und … halt! Bewerbung schreiben? Wie war das gleich nochmal? Gehören Vereinstätigkeiten in den Lebenslauf? Interessieren den Arbeitgeber meine Hobbys wirklich? Und was soll ich zu einem Vorstellungsgespräch anziehen: Anzug oder doch eher lässig in T-Shirt und Jeans? Um einen Teil der Fragen klären zu können, äußern sich dazu drei Arbeitgeber aus verschiedenen Berufsfeldern.

Kein einzelner Punkt führt zum Scheitern der Bewerbung

Die erste Anlaufstelle ist in Regensburg und darüber hinaus durchaus bekannt. Es handelt sich um Krones, einen Hersteller von Anlagen für die Abfüllung von Getränken und flüssigen Nahrungsmitteln. Mit über 12.000 Arbeitsplätzen weltweit ist die Zahl der Bewerbungen recht hoch. »Jährlich gehen bei Krones zwischen 13.000 und 14.000 Bewerbungen ein«, sagt Carola Stockinger, Leiterin des Personalmarketings. Deshalb sei es vor allem wichtig, den Lebenslauf überblicksartig zu gestalten, damit sich der Personalchef möglichst schnell zurechtfinden kann. Bevor es zu einem persönlichen Gespräch kommt, erfolgt die Bewerbung zunächst online oder auf Papier, wobei letztere eingescannt und das Original dem Bewerber zurückgeschickt wird. Doch worauf wird nun besonders geachtet? Erfahrung im Berufsleben wird gern gesehen. Hier ist es auch von Vorteil, die absolvierten Praktika genau zu beschreiben, indem beispielweise die Abteilung und die genauen Tätigkeiten genannt werden. Somit lässt sich besser einschätzen, welche Fähigkeiten der Bewerber bereits mit sich bringt. »Die Note allein sagt nicht alles aus, wichtig ist die Kombination mit dem Lebenslauf«, betont Carola Stockinger. Auch beim persönlichen Gespräch komme es auf das Gesamtpaket an, ein selbstsicheres Auftreten sei ebenso wichtig wie ein gepflegtes Äußeres. Wird man zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen, ist man dem Berufsleben bereits ein gutes Stück näher gekommen. Doch es ist kein Geheimnis, dass nicht jeder Weg im Leben geradlinig verläuft. Vorzeitiger Studienabbruch lautet die momentan häufig gestellte Diagnose. Seit einiger Zeit aber kursieren in den Medien immer wieder Berichte, laut denen Firmen auf genau diese Gruppe setzen, da Studienabbrecher motivierter und flexibler seien. Das sei kein Unsinn, sagt Stockinger: Auch sie hätten einige Quereinsteiger bei Krones, die ihre Arbeit mindestens genauso gut erledigten.

Ein Bewerber macht sich durch Verantwortungsbewusstsein interessant

Klingt schon einmal beruhigend, dass das vorzeitige Ende des Studiums nicht auch das berufliche bedeuten muss.





Aber tatsächlich sind neben Noten und Praktika auch andere Dinge gern gesehen – etwa gesellschaftliches Engagement. Das allein ist noch keine große Neuigkeit, wohl aber die Tatsache, dass hier nicht ausschließlich Aktivitäten in politischen oder kirchlichen Kreisen gemeint sind. Auch jemand, der als Schülersprecher oder Leiter einer Jugendgruppe im Sportverein Engagement zeigt, steche bei der Bewerbung positiv hervor, so Harald Zintl. Er ist Diplom-Pädagoge und Leiter des Regensburger Regionalbüros der Friedrich Ebert Stiftung. Die Stiftung ist als Arbeitgeber unter anderem für Leute interessant, die Politikwissenschaft, Volkswirtschaft oder auch Sozialwissenschaften studiert haben. Ein Aufgabenbereich der Stiftung ist das Organisieren von Workshops und Seminaren zu gesellschaftsrelevanten Themen. Dabei ist auch immer wieder die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen erforderlich, die davon überzeugt werden müssen, sich in ihrer Freizeit zu engagieren. »Deshalb muss man mit Leuten umgehen können, muss Absprachen treffen, muss motivieren können«, so Zintl. Dies seien Voraussetzungen, um in diesem Bereich arbeiten zu können und würden bereits bei der kleinsten Führungsposition gefordert. Aber natürlich reicht die Mitgliedschaft in einem Verein allein nicht aus. »Wir haben schon den Anspruch, sehr gute Leute für die Stiftung zu gewinnen«, antwortet Zintl auf die Frage nach der Relevanz der Abschlussnote. Die Friedrich Ebert Stiftung sei mit 600 Arbeitnehmern in über 100 Ländern ja schließlich ein attraktiver Arbeitgeber. Durch diese internationale Ausrichtung der Stiftung sind natürlich auch Fremdsprachenkenntnisse in der Bewerbung gern gesehen, wobei vor allem exotischere Sprachen herausragen – etwa Chinesisch oder Arabisch. Selbstverständlich aber komme es immer darauf an, für welche Stelle man sich bewerbe.

»Seltsamerweise fällt mir lustig als erste wichtige Eigenschaft ein«

Das spielt auch im Bewerbungsverfahren von Kupferwerk eine Rolle. Kupferwerk ist ein App-Entwickler, der sich 2003 in Regensburg niedergelassen hat. Die Firma versteht sich als Dienstleistungsunternehmen, erstellt für die Kunden das Konzept und Design der Apps und liefert den technischen Hintergrund. »Bei Entwicklern und Designern sind zusätzlich zur herkömmlichen Bewerbung Arbeitsproben wünschenswert«, so Lisa Meier, Personalreferentin von Kupferwerk. Bewerben kann man sich dort, wenn man beispielsweise Informatik, BWL oder Kommunikationswissenschaft studiert hat. Zunächst erfolgt die Bewerbung per Mail, worauf ein erstes und im besten Fall zweites Vorstellungsgespräch folgt. Wichtig ist, dass man sich bei letzterem nicht schon in Sicherheit wiegt: »Wir hatten Bewerber, bei denen der erste Eindruck absolut super war, die aber beim zweiten Vorstellungsgespräch keinerlei Motivation mehr zeigten, weil sie glaubten, den Job schon in der Tasche zu haben.« Ein Verhalten, das letztendlich zur Absage führt. Und wie steht die noch junge Firma zur Abschlussnote? »Wir haben Mitarbeiter, bei denen man nicht nach der Note gehen dürfte«, sagt Lisa Meier und lacht. Natürlich schaue man darauf, aber sie sei nicht ausschlaggebend. Das Gleiche gelte auch für die Kleidung. Es werde zwar Wert auf ein gepflegtes Äußeres gelegt, aber niemand würde aufgrund einer missglückten Farbkombination bei der Kleiderwahl abgelehnt werden. Vor allem Teamwork wird bei Kupferwerk großgeschrieben, nach dem Motto »Jeder mit jedem!«. Deshalb überrascht es nicht, dass Lisa Meier auf die Frage, wie sie denn den perfekten Mitarbeiter mit drei Worten beschreiben würde, ohne zu zögern antwortet: »Seltsamerweise fällt mir lustig als erstes ein!« Es folgen noch zuverlässig und ehrlich, vor allem auch im Hinblick darauf, dass man es sich eingestehen soll, wenn man sich eine Aufgabe nicht zutraut.

Es ist beruhigend zu hören, dass jeder der drei Arbeitgeber doch den Menschen als Person in den Vordergrund stellt und nicht die Abschlussnote allein ausschlaggebend ist. Übrigens sagen alle drei Befragten, dass es ein kein Nachteil ist, sollte bei einem Bewerber der Dialekt im Vorstellungsgespräch herauszuhören sein. Wenn also die Hürde der schriftlichen Bewerbung gemeistert ist, liegt es an dem Verhalten und Auftreten der Person, ob ein Gespräch erfolgreich verläuft oder nicht. Denn es soll ja der Mensch im Mittelpunkt stehen, keine Maschine. ■

Christina Knodel, 23, studiert Lehramt für die Fächer Deutsch und Latein. Sie würde sich auch für das Lehramtsstudium wünschen, dass nicht allein die Note für die Anstellung ausschlaggebend ist, sondern auch Wert auf die Eigenschaften einer Person gelegt wird.



Nicole ist zufrieden in ihrem einfachen Zuhause.

Weniger ist schwer

TEXT Wiltrud Fischer FOTO Johannes Hofmann

Schon Saint-Exupéry sagte, »Perfektion ist nicht dann erreicht, wenn man nichts mehr hinzufügen, sondern nichts mehr weglassen kann.« Wie aber leben Menschen, die ihren Besitz auf ein Minimum reduzieren? Ein Besuch bei Nicole Kuhmann.

Sozialschmarotzer! Diesen Vorwurf musste sich Nicole schon ein paar Mal anhören. Bei vielen Menschen ruft ihr Lebenswandel nur Kopfschütteln hervor. Wie ist es möglich, dass sich eine gut ausgebildete Person dem Streben nach Karriere, Eigenheim und finanzieller Sicherheit widersetzt? Wieso arbeitet Nicole nur auf 400-Euro-Basis, obwohl sie einen Hochschulabschluss in physikalischer Technik hat? Nicole kann die Diskussion nicht mehr hören, schließlich hat sie alles, was sie zum Leben benötigt. Aus ihrer Sicht zumindest.

Nicole, schlichte Kleidung, zierlich, schulterlange, braune Haare, lebt einen bescheideneren Lebensstil als ihre Elterngeneration. Mit Anfang dreißig zieht sie immer noch das Wohnen in einer WG dem sonst weit verbreiteten Wunsch nach einer eigenen Wohnung vor. Anstelle eines Autos steht ein Fahrrad vor ihrem Haus im Regensburger Umland. Auf Sozialprestige verzichtet sie. Wie Nicole geht es vielen ihrer Generation. Sie hinterfragen das Konzept der Eltern, das mehr dem reinen Broterwerb denn der Selbstverwirklichung dient. Das Leben der sogenannten Generation Y ist viel weniger planbar, weniger geradlinig.

Brennnesseln, Nüsse, Löwenzahn, für alles findet sie eine Verwendung

Nicole legt ein Holzscheit in den alten Küchenofen, auf dem sie gerade eine Linsensuppe mit Rote-Beete-Salat und indischen Chapatis als Beilagen kocht. Seit einigen Jahren lebt sie vegan. Ihr macht es nichts aus, auf Fleisch- und Milchprodukte zu verzichten, im Gegenteil. Massentierhaltung und klimaschädliche Konsequenzen durch herkömmliche Landwirtschaft schreckten sie zunehmend ab und sie begann, die eigene Esskultur zu reflektieren. So vollzog sich allmählich der Wandel vom Konsum billiger Lebensmittel hin zu Bio-Produkten. Dass der Erwerb biologischer Lebensmittel oft von der Größe des Geldbeutels abhängt, lässt Nicole dabei als Gegenargument nicht zählen. Für sie ist das eine Frage der eigenen Prioritäten. Nicole besitzt keinen prall gefüllten Geldbeutel, stellt aber klar: »Für das schmackhafte Saison-Gemüse vom Bauern nebenan muss ich nicht mehr Geld ausgeben als für wässrige Tomaten beim Discounter.«

Wenn sie über ihr Essen redet, gerät Nicole ins Schwärmen. Essbare Wildpflanzen haben es ihr besonders angetan. Brennnesseln, Nüsse, Löwenzahn, für alles findet sie eine Verwendung.

Der aus den USA und England stammende Trend des Minimalismus findet auch zunehmend in Deutschland seine Anhänger. Skandalen und Berichten über menschenunwürdige Textil-

produktion oder Verschwendung von Lebensmitteln folgen öffentliche Diskussionen über Konsumgewohnheiten.

Auch Nicole ist Teil dieser sich ausbreitenden Verzichtkultur. Nicht nur ihr Essverhalten möchte sie nachhaltig gestalten, auch bei materiellen Dingen sieht sie die Möglichkeit, ihren eigenen ökologischen Fußabdruck gering zu halten. Mit Stolz in der Stimme erzählt sie von der Anschaffung ihrer Möbel: Spiegel und Schreibtisch stammen aus dem Sperrmüll; Kisten und Regale von ehemaligen Mitbewohnern; Schrank und CD-Halter aus Birkenholz sind selbst gebaut. Das Bettgestell besteht aus mehreren Holzpaletten. Die Einrichtung ist bunt zusammengewürfelt, bildet aber durch die Holztöne eine stimmige Einheit.

Je mehr Dinge, desto mehr Verantwortung

In puncto Konsum redet sich Nicole gern in Rage, es sprudelt aus ihr heraus. Für sie selbst ist Konsum Mittel zum Zweck, sozusagen Unterstützung einer sozial verträglichen und somit guten Sache. Ein neues Kleiderstück zu kaufen, nur weil sie es schön findet oder ihr langweilig ist, kommt für Nicole nicht infrage. Die Kleidung, die sie trägt, holt sie sich meist von Second-Hand-Läden, Flohmärkten oder der Wechselwelt. Eine persönliche Verbundenheit entwickelt sie zu ihren Lieblingsklamotten, die sie auch stopft und flickt. Aufgeregt wie ein kleines Kind zeigt sie auf ihren schwarzen Lieblingsrock, den sie bereits zigmal repariert hat.

Ihr Kleiderschrank zählt nicht mehr als ein paar Hosen und Oberteile, dazu kommen vier Paar Schuhe. Trotzdem »viel zu viele Klamotten«, wie Nicole hinzufügt. Von ihren wenigen Kleidungsstücken, die sie momentan besitzt, möchte sie einen Teil loswerden. Wie auch andere Minimalisten unterscheidet sie deutlich zwischen reinem Begehren und wahrer Notwendigkeit von Anschaffungen.

In Nicoles Fall spielt weniger Idealismus eine Rolle, als viel mehr ein pragmatischer Ansatz: »Je mehr Dinge man hat, desto mehr Verantwortung hat man auch für die Dinge.« Den eigenen Konsum zu reduzieren vermindert den mentalen Ballast, findet Nicole.

Beim Reisen mit dem Flugzeug verpasst man die Hälfte der Reise

Auch beim Thema Reisen mag es Nicole einen Schritt reduzierter, entschleunigter. Als Fortbewegungsmittel wählt sie beim Reisen zwar am liebsten das Auto. Doch fährt sie nicht selbst – sie trampt. Dem schnell ans Ziel führenden Luftweg zieht sie die Straße vor. »Wenn du einfach in ein Flugzeug einsteigst und dann wieder aussteigst, hast du die Hälfte der Reise doch schon verpasst«, sagt Nicole.

Mit ihrer Ausbildung könnte sie als Ingenieurin arbeiten, wäre damit nicht auf Hartz IV angewiesen, hätte mehr Geld zur Verfügung. Finanzielle Unabhängigkeit hätte Nicole gerne – doch bislang hat sie noch nicht den richtigen Weg gefunden, ihren Ingenieursabschluss zu nutzen.

Luxus bringt sie mit immateriellen Dingen in Verbindung: Zeit, soziale Kontakte – und richtig gutes Essen. Sie lacht. Essen ist wirklich ihr Faible. Oder das Ocarina-Spielen. Oder ein guter Duft. Die kleinen Dinge sind es, die für Nicole Luxus bedeuten.

Minimalisten werden oft als wohnungslose Asketen beschrieben, die sich eine Freude daraus machen, sich gegenseitig in der Anzahl ihrer Besitztümer zu unterbieten. Den Wettbewerbsgedanken hat Nicole nicht; Freude daran, mit wenig Habseligkeiten auszukommen, schon. Aber ist sie deshalb eine anspruchslose Person? Nicole überlegt kurz. »Ich habe durchaus Ansprüche. Aber die sind eben anders gestrickt.« ■

Wiltrud, 23, studiert Politik- und Kulturwissenschaft. Während der Recherche stieß sie auf eine Definition von Minimalismus, laut der sie sich selbst als Minimalistin bezeichnen könnte – denn auch ihr Transportmittel Nummer Eins ist das Fahrrad.

Bescheidenheit: was war das gleich wieder?

Egal ob in der Mensa, im Möbelhaus oder sonst wo im alltäglichen Leben: überall wird gemeckert was das Zeug hält. Aber wie steht es eigentlich um uns Studenten? Klar, im ersten Moment werden die meisten erst mal von sich behaupten, dass sie sowieso ganz anders sind. Aber schaut man sich das Beispiel Mensa um 12 Uhr an, entstehen Zweifel: Überall Studenten, die sich darüber aufregen, warum alle genau jetzt essen wollen, nach dem Motto: Bei mir ist es okay, aber alle anderen sollen doch bitte wann anders essen. Wie viel das noch mit Bescheidenheit zu tun hat, ist fraglich. Die zehn Minuten, die man vielleicht warten muss, haben bestimmt noch keinen umgebracht. Man könnte ja auch einfach mal damit zufrieden sein, dass es überhaupt eine Mensa gibt, in der das Essen essbar ist. Also Leute: tief durchatmen! Ein ähnliches Bild im Privaten: Jeder kauft ein, als gäbe es kein Morgen mehr – und am Ende landen Lebensmittel, auch die guten, im Müll. Oder beim Möbelkauf: Viel Geld will keiner ausgeben – aber neu soll es schon sein. Und schön. Und qualitativ hochwertig. Klar, manch einer freut sich, wenn er ein gebrauchtes Möbelstück billig übernehmen kann, aber diejenigen sind wohl in der Unterzahl. Dass wir Europäer im Vergleich zu Menschen anderer Länder ein Leben im Luxus führen, muss hier wohl nicht extra erwähnt werden. Das Traurige ist, dass wir trotzdem nie zufrieden sind. Vielleicht können wir das auch gar nicht mehr. Wir sind so an den Luxus gewöhnt, dass es normal für uns geworden ist. Ein bisschen mehr Bescheidenheit würde keinem schaden.

Nina Bauer

Wird aus dir noch was?

Tilman Leicht
Anna Ofenhitzer



Heute noch was vor?

Ja

Nein

Warum?

Kann mit dem Regensburger Nachtleben nichts anfangen

Bib

Wohin geht's?

Wozu?

Leute spotten

Apotheke

Welche?

ZIEH UM!

Die Bar

Lernen

Wann ist deine nächste Prüfung?

morgen!

nächstes Jahr

1. Versuch

letzte Chance

Wen triffst du?

Stipendiaten-Stammtisch

eine richtige Apotheke

JA!

Ritalin

One-Night-Stand

Was kaufst du?

GLÜCKWUNSCH

Das Logo meiner eigenen Firma

Aspirin

1,0

Dein Notendurchschnitt...

4,0

Hast du heute verschlafen?

Ja

Nein

Der Grund

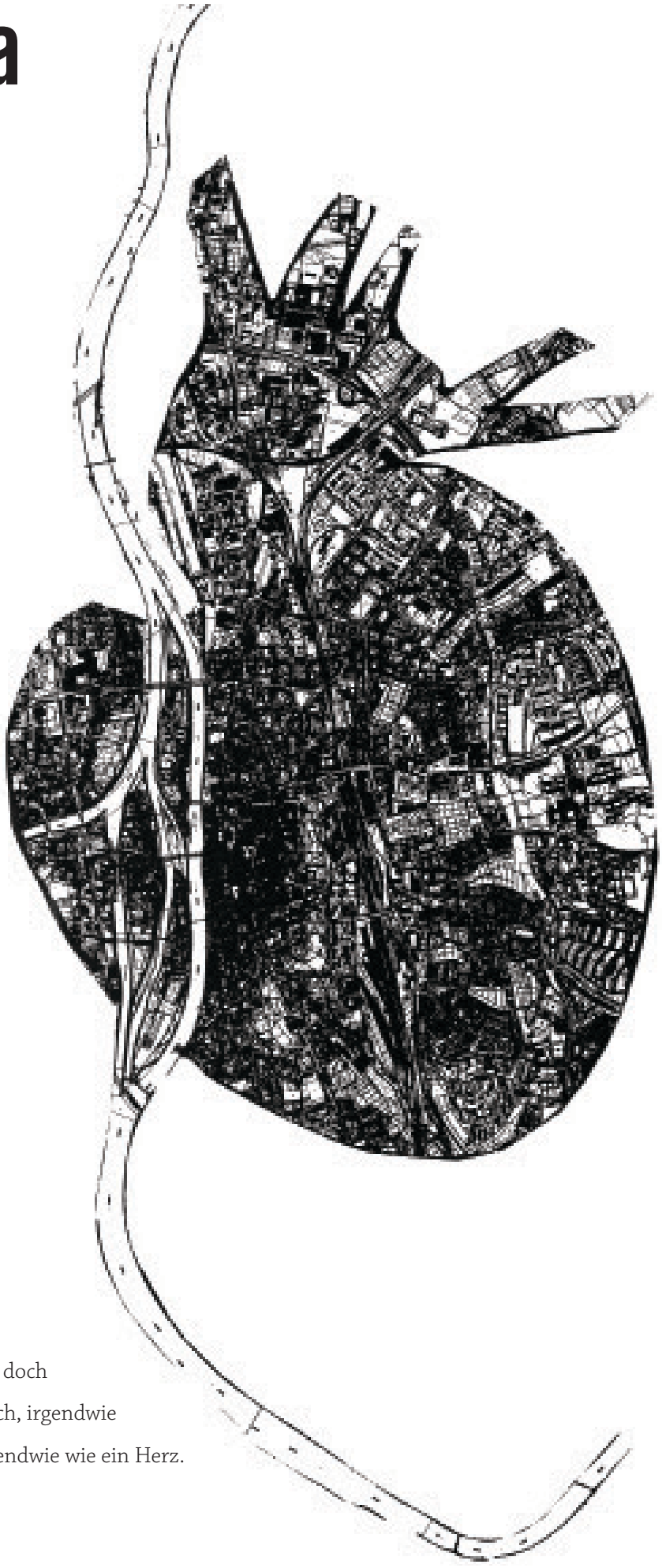
Was ist dein Hintergrundbild?

Handy im Suff verloren

NEIN!

FOTO Alexander Urban

Cardio Regina



Lebendig, immer in Bewegung,
immer im Prozess von
Wandel und Entwicklung,
wie ein immerwährender Impuls,
der Tag für Tag seinen eigenen
Regeln folgt, seinem eigenen
Rhythmus folgt. Manchmal ruhig,
manchmal hektisch. In der Gemeinschaft
und für sich alleine. Ganz individuell und doch
irgendwie dasselbe. Irgendwie sympathisch, irgendwie
menschlich, irgendwie wie eine Stadt, irgendwie wie ein Herz.

TEXT UND ILLUSTRATION
SIMON STOLZ, 27, ARCHITEKTURSTUDENT

Anspruch

TEXT Thomas Spitzer

Thomas Spitzer ist Poetry Slammer und hat mit seiner Wortspielerei bereits über 100 Poetry Slams gewonnen. Außerdem ist er seit Oktober 2013 im kultUR-Management der Universität tätig.

»Anspruch – ich habe keinen! Setzt eure viereckigen Fensterglasbrillen ab und hört endlich auf, Bionade zu trinken. Nur weil ihr euch vor der Kunstakademie trefft und selbstgedrehte Zigaretten raucht, seid ihr noch nicht *independent*, sondern immer noch Leute in zu engen Klamotten, die vor der Kunstakademie selbstgedrehte Zigaretten rauchen.« So der Anfang von Anspruch, dem legendären Poetry-Slam-Text von Kaleb Erdmann. Meine eigenen Ansprüche an die Umwelt habe ich im letzten Jahr gelernt massiv zurückzuschrauben. Auf einer dreiwöchigen Reise durch China, wo ich als Poetry Slammer Workshops für deutschlernende Schüler und Studenten gab, besuchte ich mehrmals öffentliche Toiletten, wo es nicht nur kein Klopapier gab, sondern auch keine Kabinen. Und keine Klobrillen. Und überhaupt: keine Kloschüsseln. Da kann es dann passieren, dass man beim Betreten von fünf Chinesen überrascht wird, die dort nebeneinander hocken und ihr größtmögliches Geschäft verrichten – rauchend, telefonierend oder sich miteinander unterhaltend. Einen Anspruch auf Privatsphäre hat man in China nicht. Studenten schlafen am Campus in Achtbettzimmern. Es gibt ausschließlich Gemeinschaftsduschen und der Klassenteiler liegt bei 60 Personen (hier ergibt sich übrigens ein interessanter Widerspruch: Obwohl in China alle Einzelkinder sind, leben und denken die Menschen aus-schließlich im Kollektiv).

Auch auf den Anspruch auf einen Kaffee in der Früh muss man verzichten. Oder generell auf ein europäisches Frühstück mit Brot, Käse und Milch. In China beginnt der Tag mit einer scharfen Nudelsuppe. Danach geht die kulinarische Achterbahnfahrt munter weiter. Vor allem mit einem inflationären Fleischkonsum, gepaart mit einer aus europäischer Sicht höchst unästhetischen Zubereitung. Denn in China werden nicht nur allerlei Krab-



FOTO Alexander Urban

ben, Schildkröten, Frösche und Hühnerembryos gereicht. Meist serviert man zu den Speisen die Köpfe und Füße der jeweiligen Tiere gleich mit. Hühnerfüße beispielsweise gelten als große Delikatesse. Und auch die Hühnerköpfe werden im Restaurant gerne ausgelutscht. Zuerst fand ich dies befremdlich. Dann aber dachte ich mir: Wenn der Kopf daneben liegt, weiß ich wenigstens, welches Tier ich da gegessen habe. Einmal verputzte ich mit Hochgenuss eine große Portion von etwas, das aussah wie roher Fisch. Eine halbe Stunde später erfuhr ich, dass es sich dabei um eine fünfzig Zentimeter lange Meeresschnecke gehandelt hatte. Außerdem fiel mir in China zum ersten Mal auf, dass wir in Europa ausschließlich Filetstücke essen. Und, dass unser steriler Umgang mit Fleisch eigentlich deutlich perverser ist als das Auslutschen eines Hühnerköpfchens.

Auch in Brasilien wurde mein sicher geglaubter Anspruch auf Hygiene und Ästhetik auf eine harte Probe gestellt. Im August bereiste ich das WM-Land mit dem Uni Jazz Orchester Regensburg. Einerseits gibt es dort natürlich super Wetter, tolle Früchte, schöne Landschaften und äußerst schmackhafte Caipirinhas. Was einem allerdings niemand erzählt, ist: In Brasilien sind die Abwasserrohre zu klein für Toilettenpapier. Das heißt, im ganzen Land ist man dazu verdammt, das benutzte Toilettenpapier in einen kleinen Mülleimer neben der Toilette aufzubewahren. Gerade bei vierzig Grad und der hohen Luftfeuchtigkeit führt das hin und wieder zu einem regelrechten olfaktorischen Feuerwerk. In ganz Brasilien riecht es nach nassem Hund. Es »reamelt«, wie der Bayer sagt. Und auch beim Essen wird das Wort Sauberkeit eher kleingeschrieben.

So wurden auf unserem Amazonasschiff mit ein und demselben Tuch die Hinterlassenschaften des Schiffshundes weg- und das Geschirr trockengewischt. Ein Rinderherz, das die Trompeter unserer Band zum Piranha-Angeln gekauft hatten, wurde – nachdem es drei Tage in der Sonne lag – einfach in den Bohneneintopf gerührt. Dieser krude Umgang mit einer (von mir für selbstverständlich angesehenen) gewissen Grundhygiene führte dazu, dass sich von 17 Bandmitgliedern 13 einen Magen-Darm-Virus einfingen. Seitdem halte ich meine Ansprüche an die eigene WG auf einem Mindestmaß. Oder, um es in den Worten Kaleb Erdmanns zu sagen: »Ich erhebe Anspruch auf Anspruchslosigkeit.«

Anzeige

immer frisch
Lebensmittel Hechtbauer
immer freundlich

im Herzen der Universität Regensburg

Tag für Tag auf's neue!
Heiße Theke
Wurst & Käse
Backwaren
Obst & Salate

Unser Service für Sie!
Briefmarken
Telefonkarten
RVV-Tickets
Wertcoupons

Öffnungszeiten:

immer durchgehend
Mo. – Do. 8.00 bis 18.00 Uhr
Fr. 8.00 bis 16.00 Uhr

in der Vorlesungsfreienzeit täglich
8.00 bis 16.00 Uhr

Außer Fahrplan

Kornelia Schmid

Er sah im richtigen Augenblick zu ihr hin, zauberte ein perfektes Lächeln auf seine Lippen und fragte mit tadelloser Höflichkeit nach ihrem Namen. Das war der Moment, in dem er einen Fehler machte. Sie sah ihn nur mit sorgenvoller Miene an. »Der Zug hat Verspätung.«
»Ich muss nach Berlin«, sagte er und spürte sein Lächeln verblassen. »Ich in ein neues Leben. Aber ich will es.«
Sie betrachtete ihn aufmerksam. Er wusste, was sie sah. Er war in der neuesten Mode gekleidet, bis zu den Stiefelspitzen sauber und das einzige, worauf er nicht stolz war, waren seine grauen Wollhandschuhe, die er auf die Schnelle aus dem Schrank gekramt hatte. »Musst du oder willst du?«, fragte sie nach einer kurzen Pause. Er hob die Augenbrauen, die Zurechtweisung lag ihm schon auf der Zunge, aber dann blieb er doch freundlich.
»Ich habe ein sehr Erfolg versprechendes Angebot bekommen.«
»Versprechen werden nicht immer gehalten. Mir wurde versprochen, ewig bei mir zu bleiben.«
»Man muss die Karriere planen.«
»So viel Blut.«

Er runzelte die Stirn und musterte sie von der Seite her, aber sie sagte nichts mehr, sondern schien in Gedanken versunken. Der Schnee rieselte vom Himmel herab und bedeckte die Schienen immer dicker. Die Laternen am Gleis erhellten die Winternacht, aber ihr warmes Licht vertrieb nicht die Kälte. Er blickte immer wieder zu der Leuchtanzeige hin, wo die Verspätung des Zuges Minute um Minute anwuchs.
»Ich bin ganz froh über diese Verzögerung, weißt du.« Diesmal lächelte sie, aber er konnte es nicht erwidern. »Ich habe es nicht eilig.« Er zuckte mit den Schultern. Fünfundzwanzig Minuten Verspätung. Kostbare Zeit.
»Was machst du mit deinem Erfolg, wenn er sich denn einstellen wird?« Ihr Atem war Dampf in der Luft. Ihre blauen Augen strahlten ihn an, als hätte sie irgendetwas Erfreuliches von sich gegeben. »Dann habe ich ihn einfach. Was soll ich denn damit machen? Ich habe ihn verdient.«
»Du Armer.«
Sie schwiegen wieder. Der Wind zerrte an ihnen und hatte im nächsten Moment ihren roten Schal erfasst, um ihn davonzutragen. Sie lachte, als er sich an einer Laterne verfing, machte aber keine Anstalten, ihn zurückzuholen. Die Laterne erlosch und auf dem Bahnhof herrschte noch mehr Dunkelheit.
»Bleib bei den Leuten, die dich sonst vermissen«, sagte sie und ging auf die Gleise zu. Er sah ihr hinterher. Sie blieb an der Kante stehen und wippte mit den Füßen. In der Ferne sah er die Scheinwerfer eines nahenden Zuges. Ein schwarzes Ungetüm rollte in den Bahnhof und trieb dabei eine Wolke aus Pulverschnee vor sich her.
»Ich glaube, das ist meiner.« Sie drehte sich zu ihm um und lächelte ihn an. Ihm war nicht mehr nach Lächeln zumute.
»Sie sollten von der Kante weggehen.« Der Zug wurde kaum langsamer, einen Moment lang raste er in den Bahnhof, sie wankte noch auf der Kante und dann stand der metallene Koloss dampfend da, als käme er aus einem vergangenen Jahrhundert und wäre doch niemals woanders gewesen. Ihr eisklares Lachen wehte durch die Luft, als sie zu der Tür hinlief und den Griff drückte. Gelbes Licht flutete auf die Schneeschicht des Bahnhofs und sie war nur ein Schatten, der hineinglitt und ihm winkte. Er kam nicht einmal auf die Idee, ebenfalls einzusteigen. Er wollte zurückwinken, doch seine Hand war zu schwer, also blieb er nur stehen und fühlte sich versteinert, während der Zug Fahrt aufnahm, davonraste und innerhalb eines Lidschlags verschwunden war. Zurück blieben nur wirbelnde Flocken auf den Schienen. Er sah erneut zur Leuchtanzeige hin. Noch immer zwanzig Minuten, dann würde der Zug kommen. Der Zug, der auch im Fahrplan stand. Zähneklappernd wartete er, die Kälte schien mit jedem Atemzug zuzunehmen und als er einen Blick über die Schulter warf, blinkten die orangefarbenen Leuchten des Räumfahrzeugs, das sich durch das Wetter kämpfte. Seine eigenen Fußspuren waren es, die seinen Weg von der Straße zum Bahnhof hin nachzeichneten, sonst nichts. Er hätte vielleicht sogar geglaubt, dass ihn seine Einbildung betrog und sie niemals hier gewesen war, nur der blasse Geist einer vergangenen Erinnerung. Wäre da nicht der rote Schal, der sich auf seltsame Weise um die erloschene Laterne geschlungen hatte und im Wind flatterte.

In der Schreibwerkstatt verfassen Studenten bei Professor Jürgen Daiber Kurzgeschichten und Prosa. Diese tragen sie am Semesterende bei einer öffentlichen Lesung vor. Zwei Texte veröffentlichen wir hier. Weitere unter www.lautschrift.org

Gern geschehen

Fabian Bader

Ich machte nur das Schönste der Welt. Es war scheiße. Traurigerweise bleibt das wohl die größte Erkenntnis meines Lebens: Nichts war richtig, nichts war, wie es sein sollte, rein gar nichts war perfekt.
Doch genug des Selbstmitleids, denn heute ist zum ersten Mal mein Tag: Diese Beerdigung soll das Highlight meines Lebens werden. Am liebsten würde ich aufstehen und allen winken. Doch aus gegebenem Anlass ist das selbstverständlich nicht möglich. So liege ich also weichgebettet im Sarg und sehe vor meinen toten Augen die Szene um mich herum: Tausende Besucher aus allen Ländern der Welt sind angereist. Es bildet sich eine ewige Schlange geduldig Wartender zu meiner – von schluchzenden Models umringten – letzten Ruhestätte. Ganz wie in meinen Träumen thront der strahlendweiße Elfenbeinsarg augustusgleich auf einem 24 Stufen hohen, völlig mit Narzissen bedeckten Hügel. Direkt darüber schwebt ein überdimensional großes Porträt von mir. Gekrönt wird dieses Götterbild von meinen in Goldlettern abgedruckten letzten Worten: Gern geschehen.
Eigentlich mag ich kein großes Aufhebens um meine Person, doch zum Abschluss muss das einmal sein. Getreu dem Motto, nicht stumm trauernd verlöschen, sondern ein letztes Mal brennen, erwarten die Gäste Kanonenschläge, einen Elefanten – auf den ich mich wirklich besonders freue – und nicht zuletzt den selbstgeplanten Merchandise-Gedenkstand. Nach langer Überlegung gelang es mir, mich auf die wichtigsten Erinnerungen für jedermann zu begrenzen: Actionfiguren von mir in verschiedenen Altersabschnitten, bedruckte Tassen und T-Shirts mit meinem lächelnden Porträt, Handyschutzhüllen mit meinem Oberkörper, Tangas mit eingenähten Initialen, selbst kreierte Gewürzmischungen, eine DVD-Gedenkbox, Kalender mit bisher unveröffentlichten Fotos,meine Parfümkollektion, Stricksocken mit eingenähten Aphorismen, ein Stickerbuch mit dazugehörigen Boosterpacks, mehrere Biographien, ein meinem Leben nachempfundenes Brettspiel, verschiedenfarbige Wecker mit meinen Abbild und nach mir benannte Hundewelpen.
Dank dieses Geistesblitzes hinterlasse ich zum einen der Welt genügend Andenken, um nicht vergessen zu werden, zum anderen finanziert der Gewinn meine etwas kostspielige Todesfeier. Meine etwas kostspielige Todesfeier, auf der Elvis und Amy Winehouse *The show must go on* singen, die MTV dazu veranlassen wird, wieder Musik zu spielen, und die alle Wale rettet. Gern geschehen.

»Liebe Anwesenden,
wir sind heute zusammengekommen, um meines kleinen Bruders zu gedenken. Ein Anlass tiefer Trauer, aber keiner des Schweigens. Ihr werdet meinen Bruder für einen selbstverliebten Träumer gehalten haben, doch lest ihr zwischen den Zeilen seines Lebens, dann erkennt ihr, dass er sehr krank war. Er war der größte Idealist, den ich kannte, doch litt er an einer Welt, die nicht war, wie sie sein sollte.
Unserer Generation wurde gute Arbeit versprochen und wir bekommen befristete Praktika. Unserer Generation wurde Freiheit versprochen und wir bekommen den elften September. Unserer Generation wurde die ganze Welt versprochen und wir bekommen Globalisierung.
Diese Lügen der Gesellschaft zerfraßen unaufhörlich das Herz des jungen Mannes wie Tumore einen gesunden Körper. Verstümmelt und vernarbt blieb nur noch ein verzerrtes, unwürdiges Abbild des einstigen Menschen. Doch als diese krankhafte Karikatur seiner selbst wollte er nicht weiterleben. Mein Bruder beschloss der Welt einmal zu zeigen, wie es sein könnte. Er verkaufte alles was er hatte, plante wie irrsinnig diesen Tag und verlor sich schließlich vollkommen in seinen zu Ende verdrehten Ansprüchen. Und so ist auch heute nichts, wie er es sich gewünscht hat. Wie im Leben, so im Tod.«

Bei seinen letzten Worten öffnet sich der Sargdeckel und ich erblicke die Welt noch einmal in all ihrer Ehrlichkeit: Fern bekannte Gesichter sitzen vereinzelt in leeren Kirchenbänken. Ein altes Bild von mir als Abiturient hängt schief über dem Altar. Und ich sehe ein letztes Mal meinen Bruder. Meinen großen Bruder, der mir einen winzigen Plüschelefanten in die kalten Hände drückt.

HUMANS OF REGENSBURG

Mehr als elf Millionen Menschen verfolgen die Website »Humans of New York« von Fotograf Brandon Stanton. Mit nur einem Foto und ein paar wenigen Zeilen versucht er, das Leben und die Geschichte der Menschen New Yorks zu skizzieren. Welche Menschen aber sind es, die hier in Regensburg leben? Und welche Geschichten haben sie zu erzählen? Eine Stadt – tausend Gesichter.

TEXT Helene Dötsch, Svenja Loibl und Malin Zaddach FOTOS Alexander Urban



»Unsere gemeinsame Geschichte hat mit einer Europa-Tournee und unseren zwei Punk-Rock-Bands begonnen. Mit der Zeit wurde aus Freundschaft Liebe und sie zog aus ihrer Heimat Kanada nach Regensburg. Das war vor fünf Jahren. Was wir schon immer geteilt haben, war die Hingabe zur Musik – uns beide verbindet eine wunderschöne Melodie.«



»Gerade komme ich von einem Bewerbungsgespräch in Neutraubling. Wenn alles gut läuft, führen meine Freundin und ich bald keine Fernbeziehung mehr.«



»Im Grunde führen wir ein unbeschwertes Leben, genau wie ihr Studenten. Wir feiern viel, trinken gerne Alkohol und rauchen unser Gras. Die Straße ist unser Zuhause und die ‘Schnorrergasse’ die Bühne für unsere Musik.«



»Wie wir es geschafft haben, seit mehr als 45 Jahren trotz verschiedener Wohnorte unsere Freundschaft aufrechtzuerhalten? Indem wir uns regelmäßig treffen, über die gute alte Zeit quatschen und auch heute noch denselben Humor teilen.«



»Beim Longboarden geht's um's Cruisen und nicht darum, krasse Tricks zu machen. Klar gerät man 'mal mit der Polizei aneinander, aber wirklich Stress hatten wir deswegen noch nie.«



»Mein Tag beginnt um vier Uhr morgens, dann fährt mein Sohn mich mit seinem Van zum Stand, an dem ich nun seit 43 Jahren meine Blumen verkaufe. Ob ich mit jemandem tauschen würde? Um keinen Preis der Welt! Dafür liebe ich mein Blumenparadies einfach viel zu sehr. Und was würden denn meine Freunde sagen, wenn ihre Blumenpaula nicht wie gewohnt jeden Morgen ihren Stand aufbauen würde und für ein Schwätzchen zu haben wäre!«



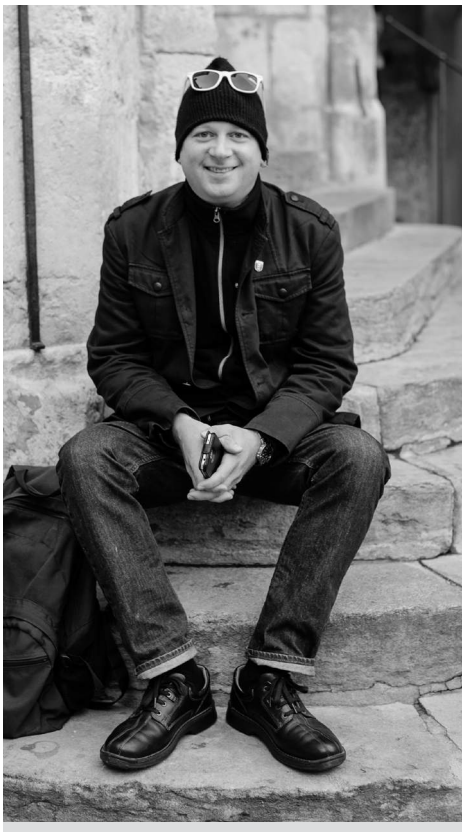
»Ich habe das Gefühl, heutzutage wird in Deutschland einfach alles hingenommen. Wir leben in einer Welt, in der Krawattenträger das Sagen haben und das wird ohne Murren angenommen. Keiner geht mehr auf die Straße und setzt sich für seine Rechte ein. Die Wenigsten lassen sich noch von etwas auf die Straße reißen, ich vermisse den Kampfgeist der jungen Generation. Ich habe versucht, meinen Kindern dies deutlich zu machen und sie engagieren sich beide auch, meine Tochter ist im Tierschutz tätig und mit meinem Sohn gehe ich auf die ein oder andere Demo. Manchmal steigere ich mich in meine politischen Aktivitäten rein, dann muss meine Tochter mich schon manchmal auf den Boden der Tatsachen zurückholen.«



»Ihre Arbeitsmoral ist bewundernswert. Mit ihrem Wissen und Enthusiasmus hat sie den ganzen Lehrstuhl umgekrempelt!«



»Wir kennen uns jetzt seit über einem Jahr. Ihren Ruhrpott-Dialekt finde ich aber immer noch superlustig!«



»The only bavarian word I've learnt?! – 'Kruzefix!'«



»Regensburg ist eine Stadt des offenen Drogenhandels und einer ausgeprägten Drogenszene. Wenn du etwas wirklich willst, ist es leicht zu bekommen, auch wenn es seinen Preis hat. Ich weiß nicht, ob ihr mir das glauben könnt, wenn ich sage, dass ich aus all dem raus will, es ist nur verdammt schwer. Obwohl von außen sehr viel Hilfe angeboten wird, liegt es letztendlich doch an einem selbst. Ich hoffe, es kommt irgendwann der Tag, an dem ich das alles hinter mir lassen kann. Dann würde ich meinen größten Traum verwirklichen: mit meiner Freundin Richtung Süden abhauen, einen Anhänger an das Fahrrad hängen, einfach an den Küsten entlang und mich treiben lassen, immer weiter. Das ist für mich der Inbegriff der ultimativen Freiheit.«



»Wenn wir nicht gerade Eis essen, arbeiten wir als Psychologinnen. Es ist eine tolle Arbeit. Aber manchmal haben wir in der Kinder und Jugendpsychatrie den Eindruck, dass nicht die Kinder ein Problem haben, sondern deren Eltern, die versuchen, ihre missglückte Erziehung mit einer psychischen Krankheit zu vertuschen.«



»Was ich an ihr so gern mag? Sie ist so japanisch! Sie lächelt immer, ist so freundlich und egal, um was es geht: sie stimmt allem immer zu.«



»52 Jahre Ehe, das ist eine lange Zeit! Man muss dankbar sein, so lange mit der Person, die man liebt, sein Leben teilen zu können. Ich sage immer: das Leben besteht aus Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Wir sind im Winter angekommen.«



»Als nächste große Etappe in meinem Leben habe ich vor, in den Fußstapfen Albrecht Dürers die Alpen zu überqueren, von Garmisch nach Venedig zu wandern. Ganz alleine, nur ich und mein Zeichenpapier.«



»Im Sommer fühlt sich Regensburg für uns wie eine italienische Kleinstadt an. Von Zeit zu Zeit haben wir das Bedürfnis, dem Alltagsstress zu entfliehen und einfach mal abzuschalten. Am liebsten stellen wir uns dann an die Brüstung der Steinernen Brücke, beobachten stundenlang den Lauf der Donau mit ihren unermüdlichen Strudeln. Man kann sich bildlich vorstellen, wie vor Jahrhunderten die Menschen mit ihren Karren die Brücke überquerten.«



»*Don´t go breaking my heart!* von Elton John und Kiki Dee ist eines meiner absoluten Lieblingslieder! Als ich mir eine Hündin gekauft habe, war für mich klar, dass sie den Namen einer Showgröße erhalten musste. Miss Kiki Dee steht ihrer Namensvetterin in puncto Starallüren in nichts nach!«



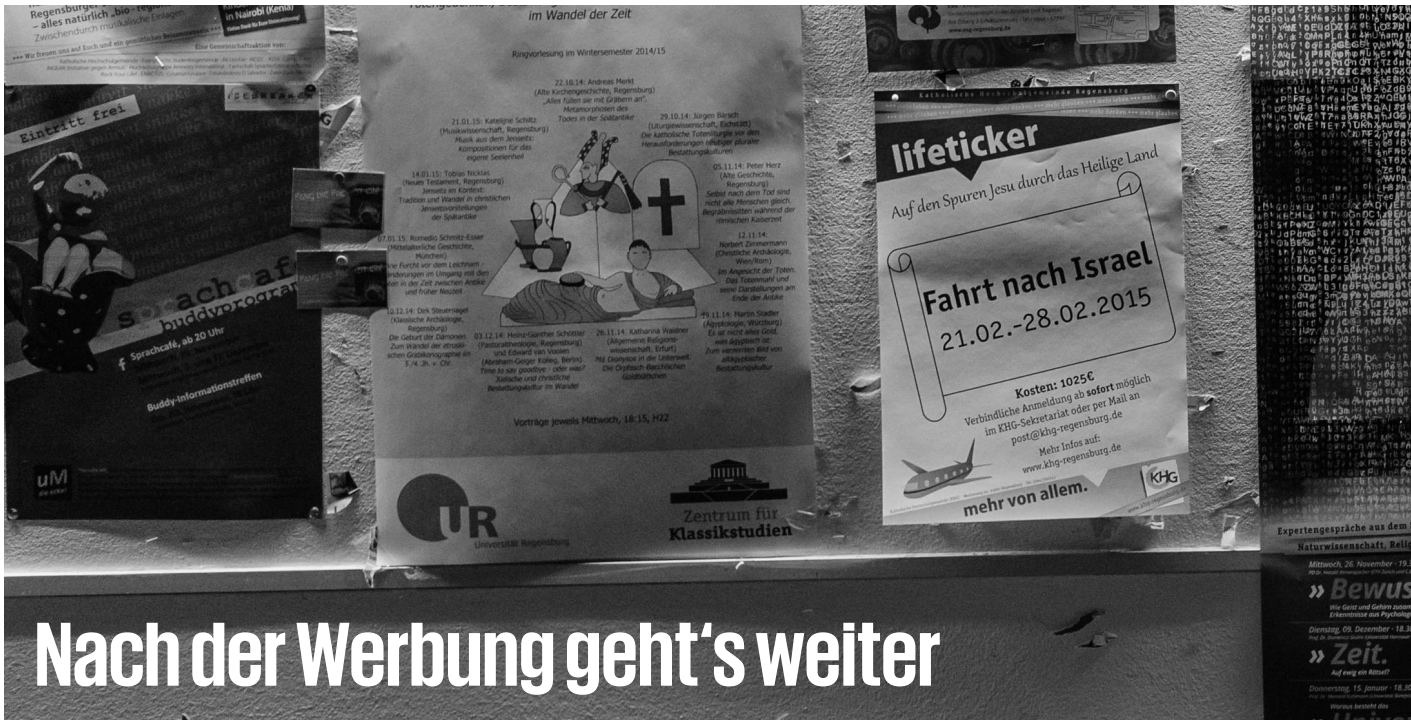
»Ich müsste mich täglich um die Zukunft meiner Kinder sorgen, hätte ich sie in Rumänien großgezogen. Ich kann von Glück sprechen, dass ich mich hier verliebt habe und ein neues Leben in Regensburg beginnen konnte. Ein Leben mit vielen neuen Möglichkeiten und Chancen – nicht nur für mich, sondern vor allem für meine Mädchen.«



»Wir studieren gemeinsam Maschinenbau. Was ich an ihm als Kommilitone am meisten wertschätze, ist sein Kollegialität: er hilft einem auch bei ´nem Projekt, mit dem er selber gar nichts zu tun hat.«



»Wir haben uns durch unsere beiden Kinder kennengelernt und angefreundet. Was ich an ihm schätze? Dass er sich so süß meinem kleinen Sohn gegenüber verhält. Das finde ich einfach super.«



Nach der Werbung geht's weiter

Hochschulwerbung an der Uni Regensburg ist ein lukratives Geschäft für Firmen, die Universität und Werbeagenturen. Im Nachteil sehen sich die ehrenamtlichen Hochschulgruppen: Sie kämpfen mit strengen Plakatiervorschriften und befürchten, neben den professionellen Werbenden nicht mehr wahrgenommen zu werden.

TEXT Christian Basl

FOTOS Alexander Urban

Was Regina sofort auffällt, ist die Leere. »Wo ist das Plakat?« Vor zwei Tagen hatte sie an der Pinnwand für Universitäre Aushänge im Rechenzentrum ein Poster für den Adventsmarkt der Katholischen Hochschulgemeinde (KHG) aufgehängt. Jetzt ist es weg, obwohl der Adventsmarkt noch stattfindet. Regina schüttelt den Kopf, seufzt, greift in den Abfalleimer neben der Pinnwand und kramt ein zerknülltes Plakat nach dem anderen hervor. Nur der Adventsmarkt ist nicht dabei. »Jede Woche etwas Mysteriöses«, sagt sie und stopft die Papierknäuel wieder zurück in den Mülleimer. Regina Bànyai-Ferenczi ist europäische Freiwilligendienstleistende aus Ungarn. Zweimal pro Woche macht sie sich auf den Weg, um für die KHG zu plakatieren. Aus ihrer blauen Ikea-Tasche zieht sie ein neues Plakat hervor und klatscht es an die Pinnwand. Tacker oben, Tacker unten, hält. Schon zum dritten Mal an dieser Stelle. Dass es noch dort hängen wird, wenn sie wiederkommt, kann sie sich kaum vorstellen.

Plakate als Grundlage für den Erfolg von Hochschulgruppen

Trotzdem ist die KHG wie die meisten studentischen Hochschulgruppen von erfolgreichen Plakataktionen abhängig – und darauf, dass sie auch hängen bleiben. »Plakate sind nach wie vor unsere Hauptwerbemöglichkeit«, sagt Alexander Flierl, Pastoralreferent der KHG. »Ich weiß von vielen studentischen Gruppen hier an der Uni, dass sie alle zu kämpfen haben, weil sie einfach zu wenig Mitglieder haben. Sie sind darauf angewiesen, auf sich aufmerksam zu machen.« Doch die bewährte Plakatier-Praxis sieht Flierl jetzt bedroht: »Dass die Plakate wirklich weg sind, und zwar unmittelbar nach dem Aufhängen, ist ein Phänomen, das wir in diesem Semester zum ersten Mal wahrgenommen haben.« Denn zum neuen Semester hat die Universitätsverwaltung eine neue Plakatierordnung durchgesetzt: Um wilde Plakatiererei einzudämmen, wurden die rund 70 Plakatwände an der Uni »auf



eine optisch ansprechende Weise umgebaut«, sagt Klas Kullmann, Leiter der Abteilung Haushalt, Wirtschaft und Einkauf der Universitätsverwaltung. Die Agentur *Lautlicht*, die seit 2014 die Werbeflächen der Universität vermarktet, erhielt den Auftrag, die neue Plakatierordnung durchzusetzen – und die Plakatierwände mit Überschriften zu versehen: So dürfen unter Universitäre Aushänge zum Beispiel nur noch Plakate hängen, die von der Universität selbst herausgegeben wurden, unter »Kultur am Campus« nur noch solche, die auf kulturelle Veranstaltungen hinweisen. »Wenn sich an diese Ordnung nicht gehalten wird oder Plakate nicht mehr aktuell sind, entfernen wir diese. Sonst haut uns die Uni auf den Deckel«, sagt Martin Schwenke, Geschäftsführer von *Lautlicht*.

Strengere Vorschriften, weniger Flächen

Es ist diese strengere Ordnung, die den Hochschulgruppen nun zu schaffen macht: »Weil die Flächen nun so eingeteilt sind, stehen uns insgesamt weniger Plakatflächen zur Verfügung. In den Naturwissenschaften haben wir kaum mehr Plakatiermöglichkeiten«, sagt Flierl. Die Adventsmarktplakate, die zwar von *Lautlicht* und der Universität bewilligt wurden, blieben kaum mehr als zwei Tage hängen. »In der Praxis ist es eben nicht so, dass nur Plakate entfernt werden, die nicht mehr aktuell sind, sondern auch Plakate, die auf Veranstaltungen in der Zukunft hinweisen.« Im Fall der Adventsmarktplakate weist Schwenke jegliche Verantwortung von sich: »Ich lege meine Hand dafür ins Feuer, dass die nicht von uns abgehängt wurden.« Regina kann sich nicht erklären, warum die Plakate dennoch jeden Tag aufs Neue verschwinden. Mit schnellen Schritten eilt sie von Plakatwand zu Plakatwand. Sie weiß, wo sie welche Plakate aufhängen darf. Und sie weiß auch, welche Stellen gefährlich sind. Bei der Chemie-Cafete hat sie am Montag ordnungsgemäß plakatiert – am Mittwoch sind die meisten trotzdem wieder weg. »Das ist unfair. Schließlich bezahlen wir ja auch für die Plakate!« Die KHG hat jetzt beschlossen, sich bei dem im Oktober vom SprecherInnenrat gegründeten »Arbeitskreis Werbung an der Uni« zu engagieren. Der Arbeitskreis hat sich zum Ziel gesetzt, mehr Raum für studentische Initiativen zu schaffen – und diese sichtbar zu machen. Flierl befürchtet nämlich, dass selbst die Werbeaktionen, die die strengere Plakatierordnung überstehen, letztlich in der Menge der kommerziellen Werbung an der Uni untergehen werden: »Wenn da halt drei Werbeflächen sind, von denen zwei davon kommerzielle Anbieter sind, und du bist der einzige nicht-kommerzielle, dann wirst du entsprechend auch nicht mehr wahrgenommen«, sagt Flierl.

Ein lukrativer Geschäftszweig: Hochschulwerbung

Denn nach Öffnen der Universitäten für kommerzielle Werbung mit der Änderung des Hochschulrahmengesetzes 1996 hat sich in dieser Nische ein lukrativer Geschäftszweig gebildet: Professionelles Hochschulmarketing. Viele Hochschulmarketingagenturen, wie zum Beispiel *Campusdirekt* oder *Lautlicht,* werben mit der Konsumfreudigkeit und der hohen Kaufkraft von Studenten, die auf einen zweistelligen Milliardenbereich geschätzt wird. In diesem Netz aus Hochschulen, Marketingagenturen und kommerziellen Unternehmen streichen alle Beteiligten Gewinne ein. »Die Werbung an der Uni bringt uns schon weiter«, sagt zum Beispiel Florian Murche von der Regensburger Disko Suite 15. »Studenten sind ja unsere Hauptkunden. Das ist eine Win-Win-Situation: Sie kriegen mit, was bei uns los ist und kommen

dann zu uns, wo sie trinken und feiern.« Wer an der Uni werben will, kommt an *Lautlicht* nicht vorbei: Die Agentur hat an der Universität Regensburg die Vergabehoheit über insgesamt fünf Informationsbroschüren-Ständer, 240 Plakat-Wechselrahmen, eine Bannerfläche auf der Westfassade des Studentenhauses und Werbestandflächen vor dem Sammelgebäude und der Mensa. »Das ist für uns auch ein Türöffner: Wir bieten den Unternehmen, die über uns an der Uni werben wollen, auch andere Werbemaßnahmen an, wie beispielsweise die Gestaltung von Plakaten«, sagt Schwenke. Er betont zwar, dass der Fokus von *Lautlicht* hauptsächlich auf regionalen und kleineren Unternehmen liege, dennoch hat zum Beispiel das große Banner am Studentenhaus bisher nur Amazon gebucht – für 1250 Euro pro Woche. Die Universität profitiert davon zweifach: Denn von den 1250 Euro stehen ihr laut Vertrag mit *Lautlicht* 1000 Euro zu. Die Einnahmen aus der gesamten kommerziellen Werbung bewegen sich laut Kullmann im mittleren fünfstelligen Bereich. So wurde zum Beispiel der Umbau des im Oktober 2014 eröffneten Friseurladens *Unicut* rein aus Werbeeinnahmen gestemmt – für 37.000 Euro. Die Universität spart sich durch das Auslagern der Vermarktung zudem auch eine Arbeitskraft: »Wir haben das auch mal durchkalkuliert, ob wir das selbst machen sollen: Wir müssten mindestens einen zusätzlichen Mitarbeiter einstellen. Das würde sich im Vergleich zu den Einnahmen nicht rechnen«, sagt Kullmann.

„Sind Sie bereit, auf Ihren zweiten Fernseher zu verzichten?“

Das Studentenwerk Niederbayern/Oberpfalz (STWNO) hat einen ähnlichen Vertrag mit *Campusdirekt*: Die Agentur vermarktet die Werbeflächen, das Studentenwerk erhält einen Teil der Einnahmen. »Damit begleichen wir das Defizit der Hochschulgastronomie«, sagt Gerlinde Frammelsberger, STWNO-Geschäftsführerin. Flierl befürchtet, dass die finanziell schwächer aufgestellten studentischen Gruppen in der Konkurrenz um die besten Werbeflächen das Nachsehen haben werden. Er wünscht sich von der Hochschulleitung, dass etwas passiert: »Es kann nicht sein, dass ehrenamtliches Engagement auf diese Weise kleingehalten wird. Studentische Gruppen sollten privilegierte Möglichkeiten haben, hier an der Uni zu werben, nicht kommerzielle Anbieter.« Letztlich wird das davon abhängen, ob die Universität bereit ist, auf die zusätzlichen Einnahmen zu verzichten. Kullmann blickt aus dem Fenster. Die Kugel ist von dort aus gut zu sehen, auch die Baustelle bei PT. Dann lehnt er sich in seinem Stuhl zurück, stützt sich auf den Armlehnen ab und fragt: »Fragen Sie sich mal: Sind Sie bereit, auf Ihren zweiten Fernseher zuhause zu verzichten, wenn Sie einen hätten? Den Sie jetzt zehn Jahre lang gehabt haben? Sind Sie bereit, auf den zu verzichten und nach Afrika zu schicken? Ja, die Universität ist finanziell nicht darauf angewiesen, sie würde auch weiterhin existieren. Ich halte sie aber dennoch für sinnvoll, weil viele sinnvolle Maßnahmen daraus hervorgehen.« Regina hat ihren Plakatierrundgang fast beendet. Nächste Woche wird sie sich wieder auf den Weg machen, um die Leerstellen zu suchen. Einmal hat sie auch schon einen Mann beobachtet, der ihre Plakate abnehmen wollte. »Aber ich verteidige meine Plakate«, sagt sie. Dafür hat sie auch eine Strategie: Sie macht mit den Händen eine Bewegung, als ob sie etwas wegfegen wollte und sagt: »Husch! Husch!« ■



Regina ist genervt: wieder ein weggeworfenes Plakat.

Christian Basl, 25, hat sich bei der Recherche gefragt, warum Unternehmen eigentlich nie zugeben wollen, dass sie mit ihrem Geschäft auch Geld verdienen. Macht das nicht auch den Erfolg einer Firma aus?



TEXT Ross Kirtley
FOTO Johannes Hofmann

Ratisbonisms

Ross ist 24 Jahre alt, kommt aus Nordengland und wohnt seit einigen Monaten in Regensburg. In seiner wöchentlichen Online-Kolumne »Ratisbonisms« erzählte er bislang von den Eigenheiten der Stadt und ihren Leuten, die dem Zuagroastn den ein oder anderen »what the fuck?!« -Moment bescheren. In »Academic Lethargy« sind es die Studenten unserer Uni, die ihn fassungslos machen.

Academic Lethargy

If I had been the Professor in the following lecture, I would have ended it all, pen through the heart there and then; such was the slothfulness of those in front of him.

I recently took the opportunity to attend a lecture presented in English. The subject was scientific and I wasn't surprised to see a strong majority unfolding Macbooks and frantically tapping tablets. I found my seat away from the main concentration, a prime observation spot. Having never studied this subject, I accepted the fact that I was about to have my mind blown. I had even prepared an escape protocol, should I be asked to explain anything. Where I studied in England, our professors were more like oppressors. If you thought about logging onto your favorite social network, they could sense it and they'd be pissed off! If no one could be bothered to recall information from the previous lecture, they left. It was harsh but extremely effective, like locking your child in the cupboard for an hour when they don't eat their peas. They learn quickly.

To his credit, the Prof cracked on. »So what is the answer? ... « I couldn't take it any longer! »It's ten.« Oh shit. My foot was well and truly in it, my cover was blown. He looked up and paused when he realized that he didn't recognize me. I realised I was sweating and my face was now a rosy shade of red. I was the only person who had responded to him in the last hour and I had no idea what he was talking about. I just knew how to do a primary school equation. To my flooding relief, he said »good« and moved on. The rest of the lecture carried on in the same vein. No one cared what this guy was saying. I could see over the shoulder of a lethargy riddled brute in front of me and he was playing a game in which the screen showed an abstract picture and you had to guess the band. Four beetles, each holding a different instrument ... It took him seven attempts.

The end came abruptly with the Prof informing the group that there wouldn't be a lecture the following week. This roused the group from their slumber and a rumble of voices rolled through the hall. »But there will be a tutorial instead! I'll send the required exercises via email.« Silence. Then came the knocking, which I have learned to be a sign of appreciation.

No one paid any attention or course fees for that matter but the evidently appreciated it all the same. In England, the price of studying at university has increased astronomically. I'm certain that the students in this lecture would have taken at least one or two notes if they were paying almost ten thousand Euros for the privilege of sitting there. ■

Der Herr der Straßen

TEXT Ramona Friedl
FOTO Alexander Urban



Jede Stadt hat ihre Schattenseiten. Allen, die dem Armutsstrom in Regensburg nur schwer entkommen, bietet der *Donaustrudl* eine Perspektive. Auch für El Condore ist die Regensburger Straßenzeitung ein Strohhalm, an dem es sich lohnt festzuhalten. Ein Portrait.

El Condore steht inmitten der Regensburger Altstadt mit seinen zwei Hunden auf einer Decke, damit seine Füße in der Winterkälte nicht zu kalt werden. Ihn stören die Kälte, die Christkindlmärkte und ganz besonders die Straßenmusiker, die ein paar Meter abseits von seinem Stammplatz gegenüber der Drogerie Müller mit Tröten und Trompeten seine Hunde unruhig machen. Er trägt eine lila Skijacke, darunter ein Funktionsshirt. Seine grau-weißen Haare schauen unter seiner Wollmütze hervor, die gerade noch so seine Ohrspitzen bedeckt. Seine Jeans ist ausgewaschen. Nach knapp zwei Jahren als Verkäufer der Regensburger Straßenzeitung *Donaustrudl* ist El Condore gegen Wintereinbrüche gewappnet. »Der neue *Donaustrudl*, wer hat ihn noch nicht« – Die plattdeutsche Färbung seiner Worte ist nicht zu verkennen. Die meisten Passanten an diesem kalten Novembernachmittag werfen nicht mehr als einen Seitenblick auf seine zwei Hunde, ein Husky und ein Schäferhund, die aneinandergekuschelt auf der Decke schlafen.

Geschichten von damals schmückt Hermann mit »Wrrumm« und »ruckizucki« aus

Dass El Condore tagein tagaus in der Regensburger Fußgängerzone steht, ist das Ergebnis zahlreicher gescheiterter Vorhaben. »Mit achtzehn Jahren bin ich das zweite Mal in München von zu Hause weggelaufen und nach Hamburg geflogen. Da habe ich erst als Schiffsjunge auf einem großen Frachter im Atlantik angeheuert und mich bis zum Steuermann hochgearbeitet.« Beim Erzählen von Geschichten wie dieser hebt sich El Condores Stimme, er verwendet Wörter wie »Wrrumm« und »ruckizucki«. »Der

Kapitän sagte zu mir, du, hat er gesagt, du kannst besser in die Ferne schauen als ich mit Fernglas. Du sieht immer alles, hast immer alles im Blick, wie ein Adler. Von da an kannten mich alle als El Condore.« Mit seinem bürgerlichen Namen will er seitdem nicht angesprochen werden, er bevorzugt seinen Künstlernamen.

Dieser ist ihm bis heute, knapp fünfzig Jahre später, geblieben. »Hallo El Condore!«, begrüßen ihn die anderen Redakteure bei der *Donaustrudl*-Redaktionssitzung. Die sogenannte Verkäufer-Ausgabe, die immer zu Jahresanfang erscheint, ist in Planung. Wird die Straßenzeitung normalerweise hauptsächlich von ehrenamtlichen Schreibern erstellt, dreht sich bei dieser Ausgabe alles um die Verkäufer und die von ihnen verfassten Texte. Zusammengetragen werden die Artikel im *Donaustrudl*-Büro, einer weitläufigen Halle im Erdgeschoss eines Gebäudes nahe dem Donau-Einkaufszentrum. Das Mobiliar ist spärlich, umso üppiger ist der gewaltige Bestand an Büchern, die aufeinandergestapelt bis auf Augenhöhe reichen. Dahinter: Regalreihen, über und über mit weiteren Büchern bestückt. Hinter einer breiten Säule steht eine Sofaecke. Auf dem Couchtisch in der Mitte liegen mal trockene Brezen, mal Äpfel, dazu gibt es Früchtetee. Der Stuhlkreis aus zusammengewürfelten Sofas und Hockern füllt sich. An die zwölf Leute kommen an diesem Donnerstagabend zur Redaktionssitzung. »Heute ist das alles anders als früher«, erzählt ein anderer *Donaustrudl*-Verkäufer. »Da hat jeder Verkäufer auch immer ein bisschen geschrieben.«

»Die betrunkenen Donaustrudl-Verkäufer sorgen für einen schlechten Ruf«

Jetzt arbeiten viele Ehrenamtliche an der Straßenzeitung mit. Sei es, dass sie sich im Ruhestand noch einmal für etwas einsetzen wollen oder die Sitzungen und das Schreiben als Ausgleich zu ihrer eigenen Arbeit sehen. Für El Condore hingegen sichert der *Donaustrudl* seine Existenz. Das ist ihm deutlich anzumerken. Daran, wie er sich bei der Diskussion um das Coverbild für ein augenfälliges Motiv einsetzt. Und daran, wie er sich über seine Kollegen ärgert, die am Hauptbahnhof betrunken den *Donaustrudl* verkaufen. »Dadurch bekommt die Straßenzeitung schnell einen schlechten Ruf.«

Über seine Zeit als junger Harley-Fahrer, der das Hamburger Rotlichtviertel unsicher machte, spricht El Condore gerne. Er blüht auf in der Beschreibung seiner Lederstiefel, beim Erzählen der Geschichten von damals. Aber es gibt auch Geschichten, bei denen er sich in Schweigen hüllt. Eines dieser Themen ist seine Familiensituation. El Condore ist geschieden. Sein Sohn und seine beiden Töchter, alle drei im Teenager-Alter, wohnen bei ihrer Mutter in Nürnberg. Kontakt gibt es nur selten. Auch weil er im Moment kein Telefon hat. »Im Frühjahr lade ich meine Mädchen wieder zu mir ein. Der Florian Silbereisen, der macht eine super Show. Letztes Mal waren wir schon bei ihm. Die Karten kosten einiges, aber danach fühlt man sich so gut, das ist mir das Geld wert. Meinen Mädchen hat es so gut gefallen letztes Mal.« 170 Euro kosten die drei Konzerttickets, denn dieses Mal will er bessere Plätze, näher an der Bühne.

90 Cent pro Ausgabe gehen an den Verkäufer

El Condore hat sich an die Laterne gelehnt. Zwei Frauen, Mutter und Tochter, gehen auf ihn zu, sie wollen einen *Donaustrudl* kaufen. Sie beharren auf die 2,50 Euro Rückgeld. Als El Condore vergeblich nach einem Fünfzig-Cent-Stück sucht, verlangen die Frauen den Schein zurück und drücken ihm den *Donaustrudl* wieder in die Hand. »Dann vielleicht nächstes Mal«. Das wäre die viertletzte Ausgabe gewesen, die El Condore an diesem Tag noch zu verkaufen gehabt hätte.

An einem guten Tag verkauft er rund sechzig Ausgaben. Bei den neunzig Cent, die pro Ausgabe an den Verkäufer gehen, kommen täglich 54 Euro zusammen. Plus Trinkgeld, das viele Käufer noch oben drauf geben. Erst, wenn keine Zeitschriften mehr in seinem grünen Stoffrucksack sind, tritt er den Heimweg an. Dieser ist eine bekannte Laufroute bei Joggern in Regensburg – für El Condore sind es fünf Kilometer entlang der Donau Richtung Westen, die sich in die Länge ziehen. Er wohnt auf dem Campingplatz am Donaupark. Letztes Jahr lebte er dort noch in einem Zelt, bis er von einem Bekannten einen Wohnwagen geschenkt bekam. Für seine Hunde ist unter dem Vordach genug Platz, er hat eine Heizung, Kochplatten – mehr braucht er nicht. Von dem Betreiber des Campingplatzes hat er für einen Monat einen Mini-Job angeboten bekommen. Seitdem recht er Laub zusammen und erledigt sonstige anstehende Arbeiten.

Zuhause – das war für El Condore vor einigen Jahren noch die Straße, damals lebte er in Nürnberg. »Geschlafen habe ich in einem Unterschlupf im Burggraben, dort waren mein Hund und ich vor Wind und Wetter geschützt.« Er steht hinter den wenigen verbleibenden *Donaustrudl*-Ausgaben und nippt an seinem Kaffee, den er mit elf Tütchen Zucker gesüßt hat und der mittlerweile kalt ist. »Während meiner Zeit auf der Straße habe ich in einer Gaststätte immer morgens meinen Kaffee getrunken und den Biergarten sauber gemacht. Durch die Arbeit lernte ich die Pächterin kennen und wir wurden ein Paar.« Alles schien sich zum Guten zu wenden, El Condore bezog eine Wohnung, die Beziehung lief gut, er stieg zum Geschäftsführer der Gaststätte auf. Und dann der große Einbruch. In einem Text, den El Condore für die Januar-Ausgabe des *Donaustrudl* schreibt, fasst er dieses Ereignis knapp in folgendem Satz zusammen: »Nach drei Jahren einer schönen Beziehung ist meine Freundin leider verstorben.«

In Regensburg ist die Adventszeit angebrochen, die Christkindlmarkt-Stände am Neupfarrplatz werden schon aufgebaut. Es ist dunkel und El Condore ist auf dem Heimweg von der Redaktionssitzung, der Reißverschluss seiner lila Skijacke ist bis ganz nach oben gezogen. In Weihnachtsstimmung ist er nicht, das anstehende neue Jahr macht ihn immer nachdenklich. »Jedes Mal, wenn ich auf das alte Jahr zurückblicke, denke ich mir: *Das war nix.*« ■

Ramona Friedl, 22, studiert Germanistik und Informationswissenschaft. Seit sie von El Condore an einem Sonntag zum Mittagessen in den Strohhalm eingeladen wurde, weiß sie, wie satt man für zwei Euro wird.

Ich sehe was, was du nicht siehst!

TEXT Florian Müller
FOTOS Pia Weishäupl, Johannes Hofmann

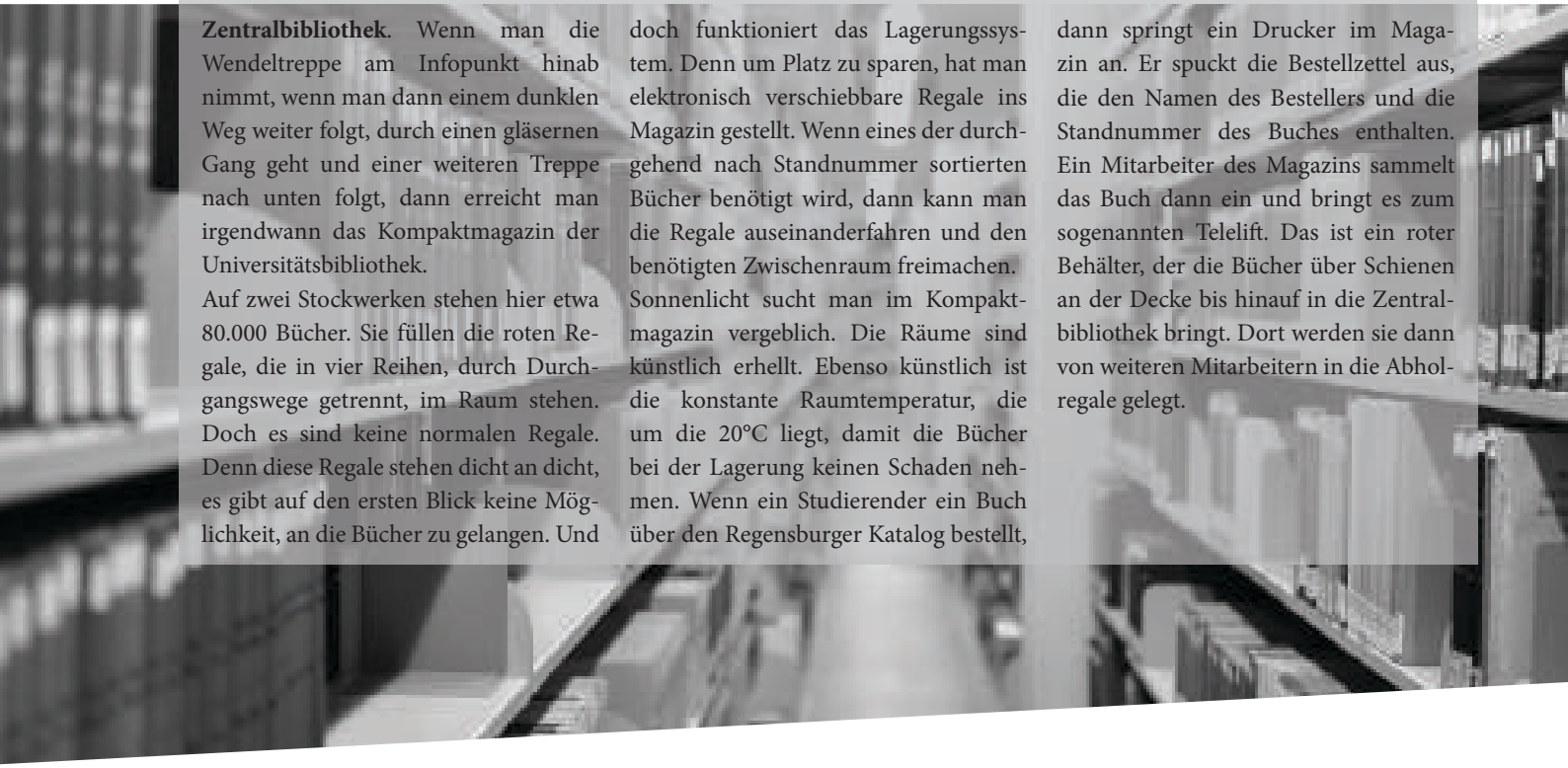


Chemiegebäude. Im Untergeschoss, am Ende eines leeren Ganges, liegt die Glasbläserei. Hier werden gläserne Arbeitsutensilien für die Chemiker angefertigt – aber nicht die einfachen Gläser und Kolben, die tausendfach genutzt und industriell produziert werden. Was hier gefertigt wird, ist einmalig und passgenau. Meist sind es komplizierte Rohrsysteme mit vielen Biegungen und teilweise mehreren ineinander liegenden Glasrohren.

Vier Glasbläser arbeiten hier. Ihre Arbeitsplätze sind übersichtlich gestaltet: Den Mittelpunkt bildet der Tischbrenner, der Flammen mit einer Temperatur von bis zu 2.500°C in den Raum ergießt. Das zischende Brennen erzeugt eine beruhigende Atmosphäre. Daneben liegen meist einige der Glasrohre, die als Ausgangsmaterial dienen.

Die Glasbläserei ist im wahrsten Sinne ein Handwerk. Denn meist werden die Glasrohre in der Hand gedreht, das zu bearbeitende Ende in der Flamme. Die Kunst liegt darin, alles gleichmäßig zu erhitzen. Erst wenn die richtige Temperatur erreicht ist, wird mit viel Gefühl in das kalte Ende der Röhre geblasen. So formt man das Glas am anderen Ende wie gewünscht. Es ist eine ruhige, fast schon meditative Arbeit. Hetzen macht hier keinen Sinn. Um die Temperatur des Glases in der Flamme einschätzen zu können, tragen die Glasbläser spezielle Brillen. Diese wirken auf den ersten Blick wie Sonnenbrillen. Und tatsächlich funktionieren sie ähnlich: Sie filtern die Gelbstrahlung der Flammen und das grelle Licht wird in ein angenehmes Blau verwandelt.

Circa 400 Aufträge erhalten die Glasbläser der Universität jährlich. Reparaturarbeiten dauern meist oft nur wenige Stunden. Doch die komplizierten Spezialanfertigungen binden eine Person oft über Wochen.



Zentralbibliothek. Wenn man die Wendeltreppe am Infopunkt hinab nimmt, wenn man dann einem dunklen Weg weiter folgt, durch einen gläsernen Gang geht und einer weiteren Treppe nach unten folgt, dann erreicht man irgendwann das Kompaktmagazin der Universitätsbibliothek.

Auf zwei Stockwerken stehen hier etwa 80.000 Bücher. Sie füllen die roten Regale, die in vier Reihen, durch Durchgangswege getrennt, im Raum stehen. Doch es sind keine normalen Regale. Denn diese Regale stehen dicht an dicht, es gibt auf den ersten Blick keine Möglichkeit, an die Bücher zu gelangen. Und doch funktioniert das Lagerungssystem. Denn um Platz zu sparen, hat man elektronisch verschiebbare Regale ins Magazin gestellt. Wenn eines der durchgehend nach Standnummer sortierten Bücher benötigt wird, dann kann man die Regale auseinanderfahren und den benötigten Zwischenraum freimachen.

Sonnenlicht sucht man im Kompaktmagazin vergeblich. Die Räume sind künstlich erhellt. Ebenso künstlich ist die konstante Raumtemperatur, die um die 20°C liegt, damit die Bücher bei der Lagerung keinen Schaden nehmen. Wenn ein Studierender ein Buch über den Regensburger Katalog bestellt, dann springt ein Drucker im Magazin an. Er spuckt die Bestellzettel aus, die den Namen des Bestellers und die Standnummer des Buches enthalten. Ein Mitarbeiter des Magazins sammelt das Buch dann ein und bringt es zum sogenannten Telelift. Das ist ein roter Behälter, der die Bücher über Schienen an der Decke bis hinauf in die Zentralbibliothek bringt. Dort werden sie dann von weiteren Mitarbeitern in die Abholregale gelegt.



Studentenhaus. Auf den Dächern der Universität, hoch über dem Campus, leben die Tauben. Denn hier befindet sich die universitätseigene Taubenvoliere. Ein Holzverschlag, der durch einen nach allen Seiten mit Maschendrahtzaun begrenzten Bereich erweitert ist. Erst seit 2012 ist dies das Zuhause der universitären Tauben. Zuvor lebten sie über den Campus verteilt und waren ein echtes Problem, da sie oftmals in unzugänglichen Bereichen nisteten und überall ihren Kot hinterließen. Deshalb suchte man nach einer Lösung. Und man ersann das Regensburger Modell: Die Tauben sollten in die Voliere gelockt und somit vom Campus ferngehalten werden. Zu diesem Zweck züchteten Regensburger Biologen eine Locktaubenart, die die freien Tauben im Flug dominieren konnte. Wenn eine Locktaube nun auf einen Schwarm Tauben stößt, dann folgt dieser der Taube in ihr Zuhause, die Voliere auf dem Dach des Studentenhauses. Dort gibt es Nistplätze und Futter für die neuen Tauben, sodass sie sich heimisch fühlen.

Früher lebten auf dem Campus zu Hochzeiten, im Spätsommer, 240 bis 280 Tauben. Heute sind es 67 in der Voliere. Ihre Zahl wird mit dem Austauschen der Eier durch Attrappen niedrig gehalten. Das bemerken die Taubenmütter nicht. Sie können ihrem normalen Brutzyklus folgen. Auch sonst geht es den Tauben gut, sie haben regelmäßig Ausflug, denn zurück kommen sie immer. Außerdem stehen ihnen Nahrung und, wenn nötig, sogar tierärztliche Versorgung zur Verfügung. Somit hat es die Universität geschafft, ihr Taubenproblem in den Griff zu bekommen und die Tiere gleichzeitig zu schützen.

PT-Gebäude. Für die meisten Studierenden ist es einfach nur ein Tisch, der hier, versteckt hinter verschlungenen Pfaden, auf dem Gang steht. Doch für Eingeweihte ist es einer der mythenumwobensten Orte der Universität: Sie nennen ihn den Bermuda-Tisch.

Die Legende besagt, dass alles, was hier abgelegt wird, in kürzester Zeit auf mysteriöse Weise verschwindet. Als investigative Journalisten distanzieren wir uns natürlich von jeglichem Hörensagen und starten eine Versuchsreihe, um dem Mythos auf den Grund zu gehen.

Versuch 1: Wir deponieren 20 unserer neuen Lautschrift-Aufkleber auf dem Tisch und lassen den Ort auf sie wirken. Und tatsächlich, als wir ein paar Stunden später nachschauen, sind unsere Gaben verschwunden. Natürlich sehen wir sofort ein, dass dies logisch war. Denn wer auch immer für das Verschwinden all dieser Dinge verantwortlich ist, ob es Außerirdische sind, Nazis oder Zombievampire, jeder möchte unsere Aufkleber haben. Also senken wir die Attraktivität unserer Waren.

Versuch 2: Diesmal legen wir alte PC-Boxen, äußerlich beschädigt, die Standfüße fehlen, auf den Tisch. Nach einem Tag sind auch sie verschwunden. Natürlich, Boxen kann man immer brauchen. Dass sie nicht mehr ganz funktionsfähig sind, spielt offenbar keine Rolle. Aber wir sind immer noch nicht zufrieden. Ein letztes Mal noch, und diesmal ziehen wir wirklich alle Register:

Versuch 3: Wir lagern eine Handvoll Zwiebeln. Halbierte Zwiebeln. Denn mal ehrlich: Wer braucht schon halbe Zwiebeln? Diesmal, so sind wir sicher, haben wir den Tisch an seine Grenzen gebracht. Doch wir werden eines Besseren belehrt: Denn auch die Zwiebeln sind nach ein paar Stunden verschwunden. Haben wir hier die Lösung für unser Atommüllproblem gefunden?

Gut im Bett



TEXT Martina Kolb
FOTOS Alexander Urban

Er gehört zu unseren natürlichen Bedürfnissen. Einmal am Tag ist normal, manche brauchen ihn öfter. In harten Zeiten muss man auch mal ohne ihn auskommen – Schlaf. Über die vielen Rätsel dieses Phänomens, wie Regensburger Schlafforscher versuchen, sie zu ergründen – und warum es unsinnig ist, in die Acht-Uhr-Vorlesung zu gehen.

Warum schlafen wir eigentlich? Auf so eine simple Frage sollte es doch eine einfache Antwort geben. Gleich vorneweg: Nein.

Wir tun es am Ende eines jeden Tages: Wir legen uns ins Bett. Wir schließen die Augen. Wir warten ein bisschen und schließlich schlafen wir ein – und empfinden es als völlig normal, dass wir die darauffolgenden Stunden nicht bewusst miterleben werden. Mit genau diesen Stunden beschäftigen sich Schlafforscher wie Prof. Dr. Jürgen Zulley, ehemaliger Leiter des Schlafmedizinischen Zentrums am Universitäts- und Bezirksklinikum Regensburg. Ihm zufolge ist die genaue Funktion von Schlaf erst ansatzweise erforscht: »Die Medizin kann viele Phänomene, die mit Schlaf in Zusammenhang stehen, beschreiben, aber bei Weitem nicht erklären. Klar ist aber, dass Schlaf ein hochaktiver Prozess ist, bei dem das Gehirn zeitweilig sogar aktiver ist als im Wachzustand.« Der Körper verbraucht im Schlaf fast genauso viel Energie wie in manchen Wachphasen. Doch was genau passiert in unserem Kopf, während wir schlafen?

Unser Gehirn verarbeitet die Geschehnisse und Informationen des Tages, ordnet und speichert Lerninhalte – das wäre aufgrund von Reizüberflutung im wachen Zustand gar nicht möglich. Aus diesem Grund ist Schlaf auch für den Lernerfolg essentiell. »Die eigentliche Speicherung von Informationen erfolgt im Schlaf. Dies gilt vor allem für Dinge, mit denen man sich kurz vor dem Zubettgehen beschäftigt hat. Man könnte also sagen: Schlafen macht schlauer«, sagt Zulley. Und was ist mit der traumhaften Vorstellung, sich im Schlaf Kassetten anzuhören und somit ohne Aufwand Vokabeln zu lernen? »Das funktioniert definitiv nicht. Unser Gehirn kann im Schlaf nur auf etwas aufbauen, was man sich im wachen Zustand angeeignet hat«, so Zulley.

Unerwünschte körperliche Ereignisse während des Schlafes

Aber nicht nur das Gehirn, auch ein Großteil des restlichen Körpers bleibt nachts aktiv: So ist zum Beispiel das Immunsystem im Schlaf deutlich aktiver als im Wachzustand und auch manche körpereigenen Stoffe, etwa Wachstumshormone, werden ausschließlich im Schlaf gebildet. Hinzu kommen Phasen, in denen man kurz wach wird: Ein durchschnittlicher Schläfer erwacht in der Nacht erstaunliche 28 Mal – ohne sich am nächsten Morgen daran erinnern zu können.

Atemlos durch die Nacht

Schlafforscher wie Zulley beschäftigen sich auch mit sogenannten Parasomnien: unerwünschte körperliche Ereignisse während des Schlafes. Ein bekanntes Beispiel hierfür ist das Schlafwandeln. Warum manche Menschen schlafwandeln, ist immer noch völlig unklar. Die Betroffenen befinden sich de facto im Tiefschlaf, sind aber oft zu komplexen Handlungen fähig, die bis hin zu Essen, Trinken, Autofahren oder sexuellen Aktivitäten reichen können. Und was ist mit dem Mythos, dass man Schlafwandler nicht aufwecken darf? »Man muss damit rechnen, dass Betroffene sich erschrecken oder mürrisch reagieren, man weckt sie ja direkt aus dem Tiefschlaf. Daher ist es sinnvoller, sie behutsam zum Bett zurückzuführen. Gesundheitliche Folgen hätte ein Wecken aber keine«, so Zulley.

Zeitweilig kann man mit sehr wenig Schlaf auskommen, das weiß man als Student. Der offizielle Rekord im freiwil-

ligen Schlafentzug liegt bei über elf Tagen. Doch dauerhaft nicht richtig schlafen zu können ist eine Qual. Die Gründe für Schlafstörungen sind vielfältig und für Betroffene oft nicht leicht ersichtlich. Die Diagnose und Therapie erfolgt daher in sogenannten Schlaflaboren wie dem des Universitätsklinikums Regensburg. Dieses hat sich vor allem auf die Diagnostik und Therapie des sogenannten Schlafapnoe-Syndroms spezialisiert, wobei es sich um Atemstillstände während des Schlafes handelt. Doch auch anderen Fälle beschäftigen die Schlafforscher. Der Leiter des Zentrums, Prof. Dr. med. Michael Arzt, berichtet von vielen Studenten, die sich untersuchen lassen wollen, weil sie tagsüber unter ständiger Müdigkeit leiden. »In einem persönlichen Gespräch kommen wir dann aber meist dahinter, dass sie jeden Abend unterwegs sind und ständig die Nacht zum Tag machen. So banal es klingen mag: Ihnen ist einfach nicht bewusst, dass sie ständig so müde sind, weil sie einfach zu wenig schlafen.«

Eine Nacht im Schlaflabor

Der typische Geruch nach Desinfektionsmittel liegt in der Luft, im Hintergrund hört man immer wieder leises Piepen medizinischer Apparate. Man merkt, dass man sich in einem Krankenhaus befindet. Doch die Stimmung ist angenehm ruhig, das Schlaflabor auf Station 19 ist etwas abgetrennt vom restlichen Krankenhaus. An den Wänden hängen Poster, die die unterschiedlichen Schlafphasen erklären – und eine Pinnwand mit Karten: Patienten bedanken sich für die liebevolle Betreuung.

Wenn Patienten hier die Nacht verbringen, wird ein sogenanntes Polysomnogramm erstellt. Dabei werden während der Nacht physiologische Funktionen des Patienten gemessen und kontinuierlich überwacht. Elektroden an Kopf, Brust und Beinen messen die Hirn- und Muskelaktivität, Augenbewegungen, Atmung über Mund und Nase, Herzfrequenz, Beinbewegung und Körperlage; ein Sensor am Ohrläppchen kontrolliert den Sauerstoffgehalt im Blut. Zusätzlich dokumentiert eine Videoaufzeichnung eventuelle Verhaltensauffälligkeiten im Schlaf. Durch die Ergebnisse lässt sich dann ein individuelles Schlafprofil erstellen, um so geeignete Therapiemöglichkeiten zu finden.

»Vorlesungsbeginn um acht Uhr ist definitiv zu früh«

Auf der Station arbeiten einige Medizinstudenten als sogenannte Schlafableiter. Sie legen die Elektroden an, begleiten die Patienten durch die Nacht und überwachen die Aufzeichnungen. Medizinstudentin Judith Gollmitzer beginnt gegen 21 Uhr mit der Verkabelung des ersten Patienten. Routiniert bringt sie die Elektroden an und erklärt dabei geduldig alle Funktionen. »Bis alles richtig sitzt und geeicht ist, kann schon mal eine Stunde vergehen«, sagt sie. »Die meisten Patienten befürchten dann, aufgrund der ganzen Kabel nicht richtig schlafen zu können. Das ist aber nur selten der Fall«, so die Medizinstudentin. Zusammen mit der Zeit, die noch für die Datenauswertung benötigt wird, handelt es sich um ein sehr aufwendiges Verfahren. Doch um den Patienten wieder zu gesundem Schlaf verhelfen zu können, ist es wegweisend.

Aber wie viel Schlaf ist jetzt gesund? Die benötigte Schlafdauer ist altersabhängig und offenbar weitgehend genetisch festgelegt. Wann man abends ins Bett geht, ist eher unwichtig, ausschlaggebender ist, wie lange man schläft: Im Studentenalter sollten es durchschnittlich zwischen acht und neun Stunden sein. »Je älter wir werden, desto weniger Schlaf brauchen wir. Im Laufe unseres Lebens entwickeln wir uns zum Lerchentyp, also zum Morgenmenschen. Vor dieser Entwicklung haben wir Probleme damit, frühmorgens aufzustehen und Leistung zu bringen«, sagt Zulley. »Vorlesungsbeginn um acht Uhr ist daher definitiv zu früh – man befindet sich auf einem Leistungsniveau wie zu Mitternacht.« In diesem Sinne: Noch fünf Minuten, Mutti! ■

Martina Kolb, 26 Jahre, studiert Biologie und arbeitet gerade an ihrer Masterarbeit. Bei der Recherche für diese Reportage stieß sie auf eine Publikation, die besagt, dass Didgeridoo-Spielen die Schlafqualität positiv beeinflussen kann.



Ein Patient wird mit Elektroden verkabelt.

Das Regensburg-Alphabet

Eure Stadt von A bis Z.

TEXT Pauline Meinke, Elisabeth Klug, Wiltrud Fischer

A

Die Aussicht vom Prebrunn-Turm im Herzogspark genießen.

B

Der Klassiker: Einen lauen Sommerabend am Bismarckplatz verbringen.

C

Den Regensburger Captain finden – Aye!

D

Auf das Dach der Uni klettern.

E

Das Erklimmen des Steinbruchs bei Keilberg angehen.

F

Eine (Erlebnis-) Führung mit der Stadtmaus durch die Altstadt machen.

G

Im Sommer vom Grieser Steg in die Donau hüpfen. Für die Hartgesottenen unter euch ist das natürlich auch im Winter möglich.

H

Einen Indie-Film beim Heimspiel ansehen.

I

Inlinern. Eine Donautour ab Unterirading.

J

Während des Jazz-Weekends durch die Gassen schlendern und den Klängen lauschen.

K

Die Ruine in Kallmünz besteigen.

L

Die Lautschrift lesen.

M

Einen Mojo-Burger im Café Dada essen.

N

Bei den Ausgrabungen im Niedermünster den Archäologen in sich entdecken.

O

Sich einen Kuchen der Konditorei Opera auf der Zunge zergehen lassen.

P

Ein oder zwei süffige Palmator auf dem Adlersberg kippen.

Q

Beim Tatort-Quiz im Cartoon den Mörder erraten.

R

Zum »ältesten Wirtshaus der Welt« , der Gaststätte Röhrl, radeln. Dann hat man sich den Schweinsbraten auch redlich verdient.

S

Einen Sonntagsausflug zur Walhalla unternehmen.

T

Das herrschaftliche Schloss von Thurn & Taxis besichtigen.

U

Mit viel Freizeit im Gepäck durch den Umsonst-Laden stöbern.

V

Ein Theaterstück im Velodrom besuchen.

W

Mit dem Schiff durch den Donaudurchbruch zum Kloster Weltenburg fahren.

X

Sich an Xaver, dem peniblen Hausmeister des Sportzentrums, vorbeischummeln.

Y

An einem Yoga-Kurs im Café Tara teilnehmen.

Z

Auf dem Zuckerbrot&Peitsche-Festival abfeiern.

Harry die Ehre!

Ein Gespräch über Isarpreißn, Weißwurschtzuzler und Kay One.

INTERVIEW Sophia Latka-Kiel FOTO Pia Weishäupl

In eineinhalb Stunden geht's los und die Leute stehen bereits an, um sich die besten Plätze zu sichern. Der Grandmaster des Grantelns gibt sich im Herzogssaal die Ehre. Harry G alias Markus Stoll, gebürtiger Regensburger und Menschenkenner. In den vergangenen Monaten avancierte er zum Youtube-Star: Weit über 700.000 Klicks für seinen Clip über die Wiesn. Bei Facebook allein über 120.000 Fans.
Während oben die Fans ungeduldig warten, speist Harry G im Kellergewölbe des Weltenburgers noch deftig und schimpft sich schon mal warm: Das W-LAN funktioniert nicht.

Harry, vermischen sich bei Dir auch mal die Rollen? Wo hört Markus Stoll auf und wann fängt Harry G an?
Also privat bin ich ja doch relativ entspannt. Wobei … ich reg mich laufend über irgendetwas auf. Mein Freundeskreis hat aber zum Glück verstanden, dass das einfach dazu gehört.

Wie kam es 2013 zu der Idee, Clips auf die YouTube hochzuladen?
Videos habe ich schon länger gemacht, in erster Linie für den Freundeskreis. Die Schauspielerei macht mir einfach Spaß. Ob es gut war oder nicht, kann ich nicht sagen, aber irgendwie kam halt dann eines zum andern. Mit dem Isarpreiß am Tegernsee ging es los, später kamen dann Tracht und die Wiesn dazu.

Wie lange hat der große Erfolg auf sich warten lassen?
Also anfangs hat es schon gedauert. Wirklich begonnen hat ja tatsächlich alles mit dem Video vom Tegernsee. Dann kam die Idee: Wenn den Tegernseer der Tegernsee interessiert, was interessiert denn dann den Rest von Bayern? Natürlich die Wiesn. Dass der Clip dann aber so einschlägt, hätte ich trotzdem nicht gedacht.

Deine Videos haben über 6,5 Millionen Klicks, kannst du in München noch unerkannt auf die Straße?
Das kommt drauf an. Ohne Hut guckt kaum einer. Sobald ich den aber aufsetze, oder jetzt im Winter eine Mütze, dämmert es den Leuten, dann grüßt immer wieder der ein oder andere. Anfangs hab ich mir noch den Kopf darüber zerbrochen, woher ich die kenne. Heute denk ich mir nichts mehr und nicke einfach zurück.

Ach ja, der Hut! Gibt es eigentlich nur den einen oder verschiedene?
Da gibt es schon mehrere. Der hier ist sogar eine Sonderanfertigung. Das ist ein Trachtenhut vom Tegernsee. Normalerweise gibt es ja keine Trachtenhüte, die, so wie dieser, aufgebogen sind. Macht man das selbst, stimmen die Proportionen nicht mehr. Eine Wissenschaft für sich, sozusagen. Immerhin, es hat sich noch keiner beschwert, dass ich damit im Grunde der größte Hipster bin! (lacht)

Hipster, Isarpreißn, Yoga-Muttis und Weißwurschtzuzler. Du hast aus den Themen deiner Clips ein 90-minütiges Live-Programm auf die Beine gestellt, mit dem du seit Mai letzten Jahres unterwegs bist. Wird dir nach über 50 Vorstellungen nicht langsam langweilig?
Das Schöne ist ja, dass es doch immer wieder neu ist. Jede Show läuft anders. Klar kommt irgendwann auch eine gewisse Routine ins Spiel, aber du kannst ja nichts vorprogrammieren. Bei meinem Auftritt in Markt Schwaben funktionierte das Mikrofon zunächst nicht und ich konnte mich 15 Minuten einfach so mit den Leuten unterhalten.

Man liest, Du seist »manchmal politisch unkorrekt« …
Also zunächst einmal bin ich nicht politisch unkorrekt. Das hat bloß irgendein Trottel mal geschrieben. Wenn man zum Beispiel sagt »Du blöde Drecksau«, dann ist das nicht politisch unkorrekt, sondern lediglich g`schert. Politisch unkorrekt wäre, wenn man Schmarrn über Ausländer oder Flüchtlinge erzählt oder sich im Wort vergreift. Das tue ich ja nicht, ich bin lediglich g`schert oder unkorrekt, nicht politisch unkorrekt. Darum geht es ja genau, wenn ich über den Isarpreiß herziehe. Das ist kein normaler Preiß: der kann aus Bayern genauso wie aus Hamburg, Düsseldorf oder Berlin kommen. Jeder kann ein Preiß sein. Gemeint ist das unreflektierte und aufgesetzte Herdenverhalten so vieler Leute, meist als Teil der lokalen Schickeria.

Kannst du dir denn vorstellen, auch politische Satire zu machen?
Reine politische Satire: Nein. Das machen einige Kollegen bereits so gut, da will ich gar nicht reinreden. In meinem



Programm gibt es aber immer mal wieder politische Seitenhiebe, das lässt sich ja gar nicht vermeiden. Kabarettistisches Arbeiten heißt ja, der Gesellschaft oder den Politikern den Spiegel vorzuhalten.

Gibt es auch negative Reaktionen?
Klar, bei Millionen Klicks ist immer jemand dabei, der sagt »Das finde ich jetzt nicht lustig«. Bisher wurde ich aber zum Glück von übleren Beschimpfungen verschont. Ich bin ja nicht Kay One. Bei dem scheinen auf 3000 Kommentare zweitausend Beschimpfungen wie »Ich ficke deine Mutter« oder »Du Hurensohn« zu kommen. Das stell ich mir ziemlich anstrengend vor.

Gibt es Unterschiede zwischen dem Publikum in München und im Rest Bayerns?
In München lachen die Leute mit mir über sich selbst, während die Leute auf dem Land und in anderen Städten mit mir über die Münchner lachen. Das ist dann so, als ob du einen Lehrvortrag hältst und ihnen vom Wolpertinger erzählst. In größeren Städten, vor allem natürlich in München, wissen sie hingegen sofort, von wem ich rede. Die wissen, was ein Ralph Lauren Polo mit so einem Oversized-Ding drauf ist und auch, warum man über Porschefahrer mit geschleckten Haaren und Ray-Ban Brille lacht.

Wie machen sich denn die Regensburger?
Ich bin ja in Regensburg groß geworden und natürlich gibt es hier auch eine Schickeria. Wo geht man essen, wo ist man laut Türsteher »Stammgast« und welche Automarke steht in der Garage. Das ganze Zeug eben. Ich würde sagen, jede Stadt hat ihre eigene Schickeria: Passau mit den ganzen Jura- und BWL-Studenten, Garmisch, Rosenheim … die gibt es überall.

Wäre denn ein Clip über oder in Regensburg denkbar?
In Regensburg auf jeden Fall, aber bei mir geht es ja nie um bestimmte Städte. Mir geht es in erster Linie um die Leute und ihre Macken. Außer vielleicht ... Berlin. Über diese Stadt könnte ich einen eigenen Clip machen. Und der wäre fies. Das Schwierige ist, in sechzig Sekunden das Wesentliche über den Ort oder die Menschen herauszuarbeiten. So mit dem Spiegel zu arbeiten, dass die Perversion hinter der Sache hervortritt. Wenn man so will, sind wir jetzt wieder bei Kay One (grinst), der kann auch nicht 25 Minuten dissen, sondern muss in zwei Minuten alles sagen, was es zum Thema zu sagen gibt.

Was kannst du als Regensburger über das Lebensgefühl dieser Stadt weitergeben?
Regensburg ist für mich einzigartig. Ich liebe die Donaulandschaft und die Altstadt, das Bodenständige neben dem Urigen. Zu oft sag ich das allerdings nicht, sonst fallen am Schluss noch die Donaupreißn über die Stadt her. ■

Sophia Latka-Kiel, 23, studiert Politikwissenschaft. Sie hat trotz fehlender Bayerischkenntnisse gelernt, furchteinflößend zu granteln.

Bis Dezember 2015 tourt Harry G noch mit seinem ersten Live-Programm »Leben mit dem Isarpreiß« durch Bayern. Neunzig Minuten lang echauffiert er sich darin über das Leben in München zwischen Schickeria- und Hipster-Szene, SUV-Muttis, Trachten-Sünden und adaptiert-bayrisches Lebensgefühl.
Internet: www.harry-g.com

Wer anderen in die Bratwurst beißt ...



Es ist kalt. Und es regnet. Es ist regnerisch und kalt und ungemütlich und am liebsten wäre ich zu Hause in meinem Bett. Aber Glühweinduft und Weihnachtsmusik erinnern mich daran, dass ich a) gefälligst weihnachtlich gelaunt sein sollte und b) eh nicht zum Spaß hier bin, weil ich eine Aufgabe zu erledigen habe. Nur deshalb bin ich nämlich nicht in meinem Bett, sondern tappe hier schon meine dritte Runde durch die Standreihen um die Neupfarrkirche. Wie um alles in der Welt soll ich es hinbekommen, hier einem völlig Fremden sein Allerheiligstes, die Bratwurst, abspenstig zu machen? Den verführerischen Essensdüften, die Weihnachtsmärkte nun mal so mit sich bringen, ist es geschuldet, dass ich mir ja eigentlich schon tausendmal vorgestellt habe, irgendeinem der Vorbeilaufenden einfach sein Essen zu klauen ... Aber jetzt hier einfach in eine freilaufende Bratwurst beißen? Was muss, das muss! Da drüben, das sieht doch nach einem ansehnlichen Exemplar aus ... Halt, stopp, geht nicht, die schaut so böse! Und der da hinten? Die Halbe-Meter-Bratwurst ragt schon ziemlich keck mitten in die Menge! Andererseits hat ihr Besitzer auch sowas Irres im Blick ... nee, ich find bestimmt noch jemand besseren. Nach zwei Glühwein und mit ziemlich kalten Füssen stürze ich mich endlich auf mein Opfer. Ein bisschen verloren steht er da in seiner Regenjacke. Was soll's, jetzt keinen Mitleidsanfall mehr! An die nächsten paar Sekunden erinnere ich mich nur schemenhaft. »Oh Mann, die sah so gut aus!«, mampfe ich da schon. Verblüffte Miene, entgeisterter Blick, dann ein Lachen. Ich grinse, gehe kauend weiter und lasse mir den besten Bratwurstbissen meines Lebens schmecken. Ach, wie gemütlich ist Regensburg im Winter.

Anna Ofenhitzer

Ludwig Spitaler

Ich bin etwas aufgekratzt, als ich um die Ecke biege und Richtung Neupfarrplatz laufe. Es schüttet in Strömen und ich frage mich, ob es eine so gute Idee war, vorher nichts zu essen, in der Hoffnung, Hunger und Glühwein erledigen das für mich. Unsere drei Aufseher grinsen schadenfroh, während uns dreien wiederum bewusst wird, dass wir uns gleich mit friedlich mampfenden Menschen in weihnachtlicher Stimmung entweder anlegen oder verbrüdern. Letzteres scheint mir immer unwahrscheinlicher, je länger wir uns zögernd über den Christkindlmarkt schieben. Immer wieder nähere ich mich vorzugsweise Besucherinnen und grinse schon mal frech, ohne jedoch ihren saftigen Meterbratwürsten wirklich gefährlich zu werden. Verdammt, hab ich Hunger. Unsere Freundin Anna spielt schließlich ihren Charme aus. Ohne zu hören was gesprochen wurde, tauche ich schließlich neben ihr und den beiden Jungs auf, die mich erstaunt anblicken, als ich, noch während ich frage, ob es in Ordnung wäre, ebenfalls von der Bratwurstsemmel des einen abbeiße und mich mit vollem Mund bedanke. Jetzt bin ich auf den Geschmack gekommen. Nach einer weiteren Runde über den überschaubaren Markt pirsche ich mich an ein wehrloses Ehepaar. Sie hält gerade beide Bratwurstsemmeln, während er, den Schirm in der einen Hand balancierend, versucht, mit der anderen etwas in seinem Rucksack zu verstauen. Ich biete meine Hilfe an, selbstverständlich beim Halten der Bratwurstsemmeln. Die beiden lachen, als ich ungeniert hineinbeiße. Dass ich Kohldampf habe, reicht ihnen obendrein als Argument. Bei einer jungen Dame habe ich weniger Glück. Trotz meines höflichen Lobes für ihre fettige und senfbeladene Bratwurstsemmel antwortet sie mir, dass sie nicht versteht, was ich von ihr möchte – auf spanisch. Ich kann es ihr nicht verübeln. Mit durchnässten Füßen gönnen wir uns zum Schluss noch unsere eigenen Bratwurstsemmeln und ich bin froh, nicht von einer wütenden Meute durch die Stadt gejagt zu werden. Irgendwie herrscht wohl doch Weihnachtsstimmung.

... ist böse meist? Nicht, wenn man es so charmant angeht, wie unsere Redakteure es getan haben.



FOTO Johannes Hofmann

Nikolaus Scherdjow

Strömender Regen, mulmiges Gefühl im Bauch. Kann man sowas echt bringen? Händeschütteln, dann erst mal einen Glühwein zur Auflockerung – immer noch der beste Treibstoff fürs Blödsinnmachen. Wir legen los, durch die Masse der abendlichen Marktbeleuchtung streifende Blicke, wie Raubtiere auf der Suche nach Beute. Doch wie soll mein Opfer eigentlich aussehen? Moment mal, mein Mitstreiter hat soeben zugeschlagen: so schwer kann das doch eigentlich nicht sein. Ein gestresstes Gesicht nähert sich mir in der Flanke, in den Händen zwei Halbe-Meter-Bratwürste. Ich trete ihm entschlossen entgegen, vielleicht ein wenig zu energisch, jedenfalls hält das Individuum mittleren Alters schützend seine Gliedmaßen vors Gesicht und faucht bissig »Nein! Weg!«. Resigniertes Umdrehen zu den Schicksalsgenossen – ich bin einfach zu schlecht. Kurz darauf zwei ältere Männer mit friedlichem, wenn auch hungrigen Gesichtsausdruck. Gleiches Spiel wie eben, ich werde verjagt. Ein Alternativplan muss her und es wird beschlossen, die wunderschönen Kerzen aus Gel und in Engelsform auszublasen. Ein gutmütig aussehender Mann steht hinter der Ware und scheint ein wenig Sinn für unseren Firlefanz haben zu können. Ich trete mit den Worten »Oooooh, so schöne Kerzen! Sind die alle für meinen Geburtstag?« vor und beginne eine nach der anderen auszublasen. Doch das einzige, was ich zu hören bekomme, ist ein ebenso monoton wie gelangweilt gestaltetes »Nicht ausblasen. Niiicht ausblasen!«

Die Sache mit der Heimat

Elisabeth Klug

Heimat, ein »Land, Landesteil oder Ort, in dem man [geboren und] aufgewachsen ist oder sich durch ständigen Aufenthalt zu Hause fühlt«; so erklärt es der Duden ganz rational. Doch bedeutet Heimat nicht mehr? Vor allem während des Studiums sitzen wir sprichwörtlich zwischen zwei Stühlen: Wir ziehen in eine andere Stadt, um unserem Wunsch-Studium nachgehen zu können. Am Wochenende besuchen wir die Familie, fahren »heim«. Was aber ist das, *daheim*? Bleibt es der elterliche Wohnsitz: der Ort, an dem man seine Kindheit verbracht und zu dem man über lange Jahre eine emotionale Verbindung aufgebaut hat? Oder ist es doch die neue Stadt, in der man versuchen sollte, Wurzeln zu schlagen und ihn – zumindest auf Zeit – zur Heimat zu machen? Wir haben viele Möglichkeiten, unsere Heimat selbst zu gestalten – Heimat kann durchaus etwas Dynamisches sein: Mit den Jahren finden wir neue Heimaten, sei es in geografischer, aber auch emotionaler Hinsicht: Emotionen können Heimat bedeuten; eine gewissen Geborgenheit, die uns nicht nur ein Ort, sondern vor allem auch ein Mensch geben kann, gehen mit ihr einher. Dort, wo wir uns am wohlsten fühlen, wo wir uns sicher wähnen und verstanden glauben: Ist nicht dort unsere Heimat? Und können wir so etwas nicht an mehreren Orten und bei mehreren Menschen finden? Wer kennt nicht das geflügelte Wort »Heimat ist, wo ... « – in unserer Zeit und Situation scheint Heimat etwas Herstellbares zu sein: Unsere Heimat ist das, was wir als Heimat empfinden und bezeichnen. Ob es nun die neue Stadt ist, der eigene Geburtsort oder eine Beziehung zu einem besonderen Menschen: früher oder später sind wir alle irgendwo daheim.

»Geht's noch?!«

Tilman Leicht

Liebe chronischen Fernbus- und Bahnfahrer, ihr, die nicht mit feiern kommen werdet, weil ihr »am Wochenende nach Hause fahrt«. Ganz ehrlich: kotzt es euch nicht selber an?! Jeden Freitagnachmittag drei Stunden mit den Bimmelbahnen des Landes in das letzte Kaff direkt neben dem Arsch der Welt. Dazu kommt noch, dass die Lokführer ihren Job eher lockerer sehen und das ein oder andere Mal streiken, bis die Schwarte kracht. Aber das wisst ihr ja schon, denn ihr Spezialisten sitzt dann am Dingenskirchener Bahnhof und friert euch den Arsch ab. Ihr wartet nämlich auf den nächsten Zug (+++ 120 Minuten Verspätung +++), während eure Freunde die Regensburger Getränkekarte rauf- und runtertrinken, Freundschaften pflegen und am Montagabend definitiv mehr lustige Geschichten auf Lager haben werden als ihr. Ihr seid mittlerweile schon festgefroren auf der kuscheligen Metallbank an Gleis zwünf. Irgendwann kommt ihr aber dann mal zu Hause an. Mutti wartet schon auf den Berg Wäsche aus der blauen IKEA-Tasche. *Jetzt setz' dich erstmal, Kind. Heute gibt's Schweinebraten, den magst du doch so sehr*. Am nächsten Morgen wird dann das Frühstück ans Bett gebracht und die Wäsche liegt gebügelt im Schrank. Es spricht ja nichts dagegen, in der Heimat einmal nach dem Rechten zu sehen und klar ist es ziemlich genial, sich mal so bemuttern zu lassen. Doch muss das wirklich jedes Wochenende sein? Wie wollt ihr denn jemals in Regensburg Fuß fassen, Freundschaften knüpfen und Leute aus euren oder anderen Fächern kennenlernen, wenn ihr mehr in der Heimat seid als hier? Wieso gebt ihr euch den Reisestress? Also bitte: kauft euch eine Waschmaschine oder macht ein Fernstudium!



FOTO Pia Weishäupl



FOTO Gulliver Theis

»Die schönsten Sachen san immer die, die ma am nächsten Tag nimmer woaß, weil ma so guad beianander war.«

Zum Abschluss ihrer Herbsttournee 2014 kehrten LaBrassBanda nach Regensburg und in die Mälze zurück. LaBrassBanda, das ist eine achtköpfige bayerische Band aus der Nähe des Chiemsees, die seit 2007 zusammen Musik machen. Sie gaben bereits Konzerte in Simbabwe, spielten bei der Geburtstagsgala für Udo Jürgens – und das alles in Lederhosen und barfuß. Der Posaunist der Band, Manuel Winbeck, blickt zurück.

INTERVIEW Felix Mederer

Manuel, wie läuft ein typischer LaBrassBanda-Tournee-Tag ab?
Vor unserem letzten Konzert sind wir mit dem Nightliner über Nacht nach Regensburg gefahren und standen in der Früh vor der Mälze, in der wir am Abend spielen sollten. Da bin ich erst mal spazieren gegangen und hab mir frische Unterhosen gekauft, weil meine alle von der Tour verbraucht waren. (lacht) Später geht man schön langsam in den Club, schaut sich alles an, die Crew ist schon da, man baut die Bühne auf und macht am Nachmittag den Soundcheck. Und auf d'Nacht gibt's dann Party und Show.

Habt ihr vor euren Auftritten bestimmte Rituale?
Jeder von uns zieht sich ein wenig zurück. Während die Vorband gut ist, ist man meistens noch entspannt und schaut zu. Aber so zehn bis fünfzehn Minuten vor der Show geht man Backstage, zieht sich die Lederhosn an und konzentriert sich auf die Show. Das ist so unser Ablauf, aber wir haben jetzt keinen Gruppenchor oder so. (lacht)

Das letzte Konzert eurer Tour war in Regensburg. Gibt's dafür einen bestimmten Grund?
In den großen Hallen herrscht immer ein Riesenaufgebot an Security. Das ist zwar notwendig, aber die wollen in der Regel irgendwann Feierabend machen. (lacht) Aber am letzten Tag unserer Tournee wollten wir mit den Fans in einem kleinen Club feiern, der die ganze Nacht geöffnet ist: Dafür war die Mälze perfekt. Und Regensburg ist einfach cool. Wir mögen die Stimmung in der Stadt. Man merkt einfach, dass ein Haufen Studenten da sind, die Lust auf Musik und auf Neues haben.

Wenn du auf die Tournee zurückblickst, gibt es einen Moment, der dir besonders in Erinnerung bleiben wird?
Die schönsten Sachen san immer die, die ma am nächsten Tag nimmer woaß, weil ma so guad beianander war. (lacht) Spaß beiseite. Was wirklich schön war, war die super Stimmung zwischen der Band und der Crew. Außerdem hatten wir einen neuen Busfahrer. Den Marc, einen Engländer. Er hat bei uns immer den schwersten Job, weil wir solche Saubärn sind, aber den hat er richtig gut gemacht.

Gibt es eines eurer Konzerte, das besonders herausstich?
Irgendwo ist jedes Konzert etwas Besonderes. Dieses Jahr aber haben wir zum ersten Mal in Bielefeld gespielt. Das ist halt so eine Stadt, da kommt man normal nicht hin und man hört auch nix davon. Aber dann spielt man in einer super schönen Halle und die Leute sind saufreundlich. Das war ein wirklich schönes Konzert, weil man überrascht wird und die Erwartungen von der Realität übertroffen werden.

Was war euer exotischstes Konzert?
Die Konzerte, bei denen man sich am befremdlichsten fühlt, waren nie weit weg. Wir haben mal in Salzburg auf einer Trachtenmesse gespielt und sofort gemerkt, dass das überhaupt nichts für uns ist. Wir konnten nicht richtig mit den Leuten und waren eigentlich froh, als wir wieder weg waren. Da haben wir uns in Simbabwe viel mehr dahoam gefühlt als in Salzburg. ■

Manuel Winbeck ist auch mit seiner anderen Band Monobo Son unterwegs. Am 19. März spielen sie in der Alten Mälze.



In jeder Stadt gibt es einen ruhigen Ort, an dem man entspannen und die Aussicht genießen kann. Wo man Ruhe hat und seine Sorgen vergisst. In Berlin zum Beispiel ist es der Flughafen. Aber in Regensburg muss man so einen Ort erstmal finden. Vielleicht muss man auch über die Stadtgrenzen hinausgehen. An Grenzen hält sich heute sowieso keiner mehr. Siehe NATO, siehe Russland, siehe Ebola. Nach langer Suche konnte ich aber auch in Regensburg einen Ort finden, an dem man sich entspannen kann. Der Weg dorthin ist allerdings weit. Ich muss mich warm anziehen, es geht Richtung Donau. Ich entscheide mich, im Westen der Stadt zu suchen. Es führt eine schöne Strecke die Donau entlang. Diese kann man selbst im Winter gut mit dem Fahrrad fahren. Ich folge dem Weg nach Süden bis zur Prüfeninger Fähre. Die Umgebung gleicht eher einem Dorf als einer Stadt. Ich kann mich ohne Stresstest auf einer Bank niederlassen und die Menschen und Schiffe beobachten. Hier kann ich mich bestens vom Uni-Stress erholen. Sobald es zu dämmern beginnt, wird es ruhiger. Es werden weniger Menschen und Schiffe. Die Felsen auf der anderen Seite der Donau sind im Abendrot besonders schön anzusehen. Abends wird das Mondlicht im Wasser gespiegelt und sorgt für eine mystische Aura. Der Blick auf die Sterne wird nicht von überflüssigem Licht behindert. Die Atmosphäre ist traumhaft. Mich überkommt Ehrfurcht, wenn ich in den Himmel blicke. Es ist absolut still. Auch Vögel sind nicht zu hören … nicht einmal schräge Vögel, die sonst überall sind. Nur noch selten fährt ein Zug über die Brücke, falls kein Streik ist. Wenn mir die Probleme des Alltags über den Kopf wachsen, dann kann ich mich dort zur Ruhe legen.



Wir müssen froh sein, dass es solche Orte noch gibt und wir diese besuchen können. Was gibt es Schöneres, als an so einem Platz einfach mal seine Sorgen hinter sich zu lassen?

TEXT UND FOTO Philipp Bichlmaier

Wir bedanken uns bei allen, die durch ihr Engagement diese Ausgabe möglich gemacht und das Projekt »Lautschrift« unterstützt haben. Vor allem möchten wir uns bedanken bei der Schreibwerkstatt sowie dem Poetry Slammer Thomas Spitzer, unserem Korrekturleser Manuel Glondys und unserem Kardiologen Simon Stolz. Außerdem ein herzliches Dankeschön an unser Covermodel Clemens Schöps.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Die »Lautschrift« stellt ihrem Selbstverständnis nach eine offene Plattform für alle Studierenden der Universität Regensburg dar und will einen Beitrag zur »Förderung der geistigen, musischen und sportlichen Interessen der Studierenden« (Art. 52 Abs. 4 BayHschG) leisten.


unipizzeria
il cuore dell´università

O_2 SHOP BISMARCKPLATZ:

IMMER GUT BERATEN

- DSL mit bis zu 50 Mbit/s, ohne feste Laufzeit
- Studentenfreundliche Smart-Phone-Tarife & Preise
- Individuelle Beratung
- Freundlicher Service
- Kostenlose Tarifoptimierung
- Onlineverträge im Shop verlängerbar



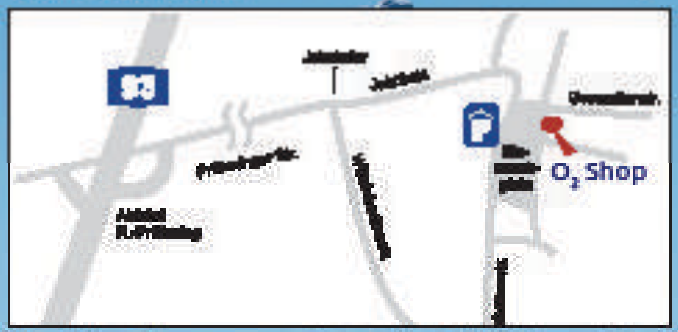
50 Mbit/s DSL ohne Laufzeit!
€ 24,99 mtl.*

WIR FREUEN UNS AUF DICH.....



O_2 Shop Bismarckplatz
Bismarckplatz 9
93047 Regensburg
Tel. 0941 - 5676383

Mo - Fr.: 10.00 - 18.30
Sa: 10.00 - 18.00



*Verfügbarkeit vorausgesetzt. Details im o2 Shop Bismarckplatz. Angebot gültig bis 30.03.2015.